

Rezensionen

»Whose underwear is under there?«

Neuere Literatur zu einem alten Thema

Ein Besprechungssessay

Laura Levine: **Men in Women's Clothing. Anti-theatricality and effeminization 1579 – 1642.** Cambridge University Press, Cambridge 1994, 185 S., £ 11.95 (Pb.).

Elfi Bettinger/Julika Funk (Hrsg.): **Masqueraden. Geschlechterdifferenz in der literarischen Inszenierung.** Erich Schmidt Verlag, Berlin 1995, 366 S., DM 118,00.

Sabrina Petra Ramet (ed.): **Gender Reversals and Gender Cultures. Anthropological and historical perspectives.** Routledge, London and New York 1996, 231 S.; £ 11.99 (Pb.)

A little boy and a little girl were looking at a picture of Adam and Eve. »Which is Adam and which is Eve« said one. »I do not know«, said the other, »but I could tell if they had their clothes on.« (Meine Hvhg.)

Samuel Butler (1835–1902), The Note-Books

Daß man sich auf die nackte Wahrheit nicht verlassen kann, ist keineswegs eine Erkenntnis des ausgehenden 20. Jahrhunderts, wie einige postmoderne Auseinandersetzungen mit »gender identity« suggerieren. Auch Judith Butlers¹ bekannter Namensvetter Samuel Butler, der sich in seinen Schriften oft mit Fragen von Identität und Differenz beschäftigte – er stellte übrigens die These auf, die *Odyssee* sei von einer Frau geschrieben – ist nicht Initiator, sondern lediglich engagierter Kommentator eines in England seit den 1870er Jahren mit immer größerer Schärfe (und Emotionalität) geführten Diskurses über »das wahre Wesen« von Mann und Frau, eines Diskurses, der bezeichnenderweise unter der einseitigen Etikettierung »The »New Woman«-Question« in die Annalen eingegangen ist.

Die Beunruhigung über eine mögliche Verschiebung oder gar Auflösung von Geschlechtergrenzen, bzw. umgekehrt die Anstrengung, letztere festzuschreiben, ist so alt wie die Menschheit selbst, oder zumindest so alt wie ihre überlieferten Zeichensysteme. Durch alle historischen und kulturellen Unterschiede hindurch macht sich dabei eine grundlegende Gemeinsamkeit geltend: Das Aushandeln von Geschlechterrollen² findet in Form von Inszenierungen in kulturellen, rituellen und religiösen Festen statt, und es wird in Mythen, Märchen

und anderen fiktionalen Ausdrucksformen in Szene gesetzt. Alle diese Dramatisierungen bedienen sich eines spezifischen Repertoires, um Geschlechteridentität vorzuzeigen und auszustellen, oder um sie zu unterminieren bzw. umzukehren: Sie benutzen das Szenario der Kostümierung, Verkleidung, Maskerade.³

Die ersten beiden der hier rezensierten Bücher beschäftigen sich mit je spezifischen Fragestellungen einer im weitesten Sinne *literarischen* Inszenierung von Geschlecht, das von S. P. Ramet herausgegebene Buch stellt hingegen anthropologische, ethnographische und historische Perspektiven in den Vordergrund. Ein Blick auf die Inhaltsverzeichnisse der einzelnen Werke macht deutlich, daß auch hier (also nicht nur im Hinblick auf den Gegenstand: »gender«, sondern gleichfalls auf die gewählte Darstellungsform: »genre«) die Grenzen fließend sind.⁴ Auf der anderen Seite enthält der von Elfi Bettinger und Julika Funk herausgegebene Sammelband mehrere Artikel, die einen engen Textbegriff zugunsten ikonographischer und experimenteller Einschreibungen des Körpers verwerfen (z. B. Katharina Waldner über »Masken und Phalloi im attischen Dionysoskult«, Ruth Nestvold über »Die digitale Maskerade«, Gabriele Brandstetter über »Körper-Maske – Sprach-Maske« und der gemeinsame Beitrag von Claudia Öhlschläger und Elfi Bettinger über »Peter Roos' Demaskierung seines als Kunstwerk verkleideten Geschlechtskörpers«).

Laura Levines Studie beschäftigt sich mit dem heute vieldiskutierten Sonderfall von Männern in Frauenkleidern im englischen Theater der frühen Neuzeit, während das von Bettinger/Funk herausgegebene Maskeradenbuch einmal mehr deutlich macht, daß die Verkleidung von Frauen als Männer insgesamt ungleich verbreiteter, variantenreicher und spannungsgeladener ist. Mit ihr geht immer

eine soziale Anmaßung einher, die das Gefüge festgeschriebener Geschlechterrollen zu erschüttern bzw. einzustürzen droht. Im 5. Buch Moses (22,5) heißt es: »Eine Frau soll nicht Männersachen tragen, und ein Mann soll nicht Frauenkleider anziehen; denn wer das tut, der ist dem HERRN, deinem Gott ein Greuel.« So egalitär, wie der Wortlaut dieser ältesten aller jüdisch-christlichen Kleidervorschriften vermuten läßt, ist die Praxis zu keiner Zeit – ob christlich oder heidnisch – gewesen: Frauen konnten etwas gewinnen, wenn sie mittels geeigneter Verkleidung in die sozial höher bewertete Männerrolle schlüpfen, Männer hingegen nicht.⁵ Für Männer bedeutete das Anlegen weiblicher Kleidung in der Regel Demütigung und Spott, d. h. Kontamination durch das minderbewertete Weibliche, in letzter Instanz sogar Entmännlichung. Herkules, der in »Weiberkleidern« an Omphales Hof »Weiberarbeiten« verrichten muß, ist hierfür ein ebenso unrühmliches Beispiel wie Achill, der von seiner Mutter in Mädchenkleider gesteckt wird, um ihm das vorhergesagte Schicksal im Trojanischen Krieg zu ersparen. Auf Grund der hierarchischen Strukturen patriarchaler Geschlechterverhältnisse bietet für Frauen die Verkleidung als Mann oft die einzige Chance zur Partizipation an Macht. Grund genug, sie auch zu nutzen.⁶

Laura Levines vergleichsweise schmales Buch befaßt sich, wie gesagt, mit dem Sonderfall: Männer in Frauenkleidern. Die Autorin beschränkt ihren Untersuchungszeitraum auf die 63 Jahre zwischen dem Erscheinen der ersten theaterfeindlichen Streitschrift von Stephen Gosson (*School of Abuse*, 1579) und der generellen Schließung der Theater in England durch die Puritaner im Jahre 1642. Dieser Zeitraum, in dem das englische Theater durch Marlowe, Shakespeare, Jonson und unzählige andere Bühnenschriftsteller einen absoluten Höhepunkt erreicht, ist eine Epoche des Umbruchs in allen Lebensbereichen.⁷

Als öffentliche, den verschiedenen Klassen und Geschlechtern gleichermaßen zugängliche Plattform ist das Theater der Ort, an dem – zugleich stellvertretend und real – soziale, ökonomische, politische und ideologische Kämpfe ausgetragen werden. Auch und vor allem geschlechterideologische Kämpfe, wie jeder weiß, der auch nur ein einziges Stück von Shakespeare kennt. Im Vorgriff auf meine Besprechung des von Bettinger/Funk herausgegebenen Buches möchte ich hier Elfi Bettinger zitieren, die diese Epoche der allgemeinen Verunsicherung zutreffend so charakterisiert: »Die Umbruchszeit machte es möglich und nötig, eine eigene Identität zu schmieden (*self-fashioning*) und beförderte so eine allgemeine Theatralisierung der Gesellschaft, gerade auch für Frauen und untere soziale Gruppen, die nun plötzlich auf der Weltbühne sichtbar wurden. Die heftigen Reaktionen auf die Unterminierung des Kleidercodes lassen sich als Symptom dafür lesen, daß sich nicht weniger als die gesamte metaphysische Ordnung der gottgewollten Hierarchie in Gefahr befand« (62).⁸

In diesem allgemeinen Theatralisierungsprozeß ging eine nicht nur pikante, sondern geradezu verwirrende Wirkung von der Tatsache aus, daß das englische Theater der frühen Neuzeit auf der Bühne keine Frauen zuließ, daß alle Frauenrollen – komische wie tragische – von Knaben gespielt wurden. Dieser Tatsache hat erst die Shakespeareforschung der letzten beiden Jahrzehnte durch ihre Auseinandersetzung mit feministischen Theoriepositionen und denen des »cultural materialism« bzw. »new historicism« in gebührender Weise Rechnung getragen. Aus dieser Diskussion ist auch Laura Levines Buch hervorgegangen, dessen erstes Kapitel »Men in women's clothing« bereits 1986 als Aufsatz vorlag und eine nachhaltige Resonanz in der Forschung auslöste.⁹ Auch für Levine ist Ausgangspunkt ihrer Untersuchung die Feststellung, daß in dem von ihr ins

Auge gefaßten Zeitraum eine tiefgreifende, stetig anwachsende Verunsicherung der Menschen im Hinblick auf ihren gesellschaftlichen Status und ihre Geschlechteridentität (*gender identity*) zu beobachten ist. Ein hervorstechendes Merkmal in den Diskursivierungen dieser Ängste ist das status- und gender-überschreitende *cross-dressing*. Die Schmähschriften gegen das Theater konzentrieren sich auf letzteren Aspekt: die Gefahr der Verweiblichung (*effeminization*) nicht nur der Schauspieler selbst, sondern auch des Publikums durch das Anlegen von Frauenkleidern. Das Zeichen, der Referent, so die weitverbreitete Befürchtung, könne Realität produzieren.¹⁰ Wie nirgendwo sonst kommen in den Schmähschriften gegen das Theater, in der von James, dem Nachfolger Elisabeths I., verfaßten *Daemonologie* (1597) (ihr ist Levines 6. Kapitel gewidmet) und dem anonymen Bericht *News from Scotland* (1591) über »the Damnable Life and death of Doctor Fian, a notable sorcerer ...« (von Levine ausführlich im 7. Kapitel behandelt) die Ängste und Zweifel der Menschen in jener Zeit des Umbruchs zum Ausdruck. Es sind dies vor allem: der Zweifel an gesicherter Erkenntnis, an einer verbindlichen Wahrheit, die Furcht, das Theater, sein ihm wesenseigenes »So-Tun-Als-Ob«, könne Wirklichkeit erzeugen (die Frauenkleider tragenden Knaben würden tatsächlich in Frauen verwandelt) und schließlich die diesen Ängsten zugrundeliegende grundsätzliche Befürchtung, daß es gar keine essentielle Form von Männlichkeit gäbe. In dem von ihr einer genauen Textanalyse unterzogenen vier Dramen (Shakespeares *Troilus and Cressida* und *Antony and Cleopatra* und Ben Jonsons *Epicoene* und *Bartholomew Fair*, Kapitel 2 bis 6) führt Levine überzeugend vor, wie die Grundsatzfrage in den Traktaten über das Theater »What am I, man or woman?« (6) immer obsessiver ausagiert wird, je deutlicher sich die Furcht artikuliert »that men are only men in the per-

formance of their masculinity« (7, meine Hvhg.).

Die zeitgenössischen Feinde des Theaters – allen voran der oben erwähnte Stephen Gosson und Phillip Stubbes (*The Anatomy of Abuses*, 1583) suchten der Verunsicherung mit einer Erkenntnistheorie der reinen Referentialität zu begegnen: »garments are set down for signes distinctive between sexe and sexe«, eine Theorie, die sie umso dogmatischer verfochten, je mehr sie sich von den Ängsten vor einer Verweiblichung der Schauspieler und des Publikums heimgesucht fühlten. »And the more worried anti-theatricalists became about the possible effeminization, the more dogmatically they turned to an epistemology of signs, a faith in pure referentiality« (4).

Wie sich die Ängste steigerten bzw. in welchen Ausdrucksformen sie zutage traten, diskutiert Levine anhand der vier Shakespeare- und Jonsondramen. *Troilus and Cressida* führt dem Publikum eine Welt vor Augen, in der Männlichkeit auf Performanz in der militaristischen Atmosphäre des Trojanischen Krieges angewiesen ist. Während die theaterfeindlichen Traktate behaupteten, das Theater effeminiere die Männer, indem sie sie dem Kampf entzögen, dramatisiert Shakespeare die Umkehrung des Arguments: die Angst vor der Verweiblichung treibt die Männer in den Kampf. *Troilus and Cressida* führt vor, unter welchen Anstrengungen und mit welchen Kosten die Männer verhindern können, zu Weibern zu werden. *Antony and Cleopatra* hingegen zeigt, daß die Transformation letztlich unvermeidbar ist, daß die *Vorführung* der Männlichkeit in sich zusammenbrechen muß. Jonsons Dramen sind von einem unauflösbaren Widerspruch gekennzeichnet: auf der einen Seite setzen sie sich kritisch mit dem Glauben an eine pure Referentialität auseinander, auf der anderen übernehmen sie Argumente der Theaterfeinde (wie z. B. die Analogie von Theater und Prostitution) und stellen

sie öffentlich aus. Levine deutet die bezeichnende Szene am Ende von *Bartholomew Fair*, in der die Puppe ihre Kleider hebt, um dem Puritaner und Theaterfeind Busy zu demonstrieren, daß unter dem Puppenkostüm *Nichts* zum Vorschein kommt, als eine zutiefst zweideutige Antwort auf die Forderungen der Verfechter von »anti-theatricality« nach dem eindeutigen Zeichen. Paradoxerweise erweckt die Puppe just jene Gedanken an Kastration, die ihre Geschlechtslosigkeit verhindern sollten (100). Hier wären wir bereits bei einem zentralen Aspekt des von Elfi Bettinger und Julika Funk herausgegebenen Sammelbandes mit seinen psychoanalytisch-literarisch verschränkten Einzelstudien über Maske und Maskerade angelangt. Doch zuvor noch eine kritische Zusammenfassung der Leistung Levines: *Men in Women's Clothing* ist ein originelles und wichtiges Buch, das in der gegenwärtigen Auseinandersetzung über Geschlechterkulturen der Renaissance bzw. frühen Neuzeit einen substantiellen Beitrag leistet. Es ist aber auch eine Studie, die selbst Widersprüche produziert und zur Kritik herausfordert. Levine bleibt uns nämlich eine Antwort auf die Frage schuldig, wie es in einer Welt der Zeichen, des Vorzeigens, der Repräsentation dann doch so etwas wie eine unhintergehbare – wenn auch negativ konnotierte – Essenz geben kann, die sie als jenes Weibliche definiert, das Männlichkeit zur permanenten Abgrenzung herausfordert. Haben wir es hier nicht letztlich mit der bloßen Umkehrung einer jahrhundertalten Schieflage zu tun? Shakespeares große weibliche Dramenfiguren (Portia, Olivia, Rosalind und nicht zuletzt Cleopatra selbst) widerstehen einer solchen Reduktion auf ein weibliches Kontinuum, an dem sich – ex negativo – Männlichkeit orientiert.

Der von Elfi Bettinger und Julika Funk herausgegebene Band *Maskeraden. Geschlechterdifferenzen in der literarischen*

Inszenierung ist von den vorliegenden Büchern dasjenige, das an die Rezensentin, die für sich selbst und ihre Leserinnen nach dem hilfreichen roten Faden sucht, die höchsten Ansprüche stellt: neunzehn – im Hinblick auf Thema und Reflexion des eigenen Standortes im zeitgenössischen Diskurs über Geschlecht und Geschlechterdifferenz – höchst heterogene (aber doch keineswegs beliebig zusammengewürfelte) Beiträge sind in diesem Band versammelt. Die meisten Aufsätze gehen auf Vorträge zurück, die während eines Symposiums des Graduiertenkollegs »Geschlechterdifferenz & Literatur« im Oktober 1994 in München gehalten wurden.

Die Herausgeberinnen scheinen sich der Schwierigkeit, die Beiträge bestimmten Schwerpunkten bzw. Perspektivierungen zuzuordnen, bewußt gewesen zu sein. Sie verfolgen ein doppeltes Ziel: das eines diachronischen Querschnitts von der Antike bis zur Gegenwart, aus dem man zugleich einen Überblick gewinnen und eine Entwicklung ablesen kann, und das einer Zuordnung zu thematischen Schwerpunkten wie: *Maskierter Eros, Geschlecht und Macht, Maske und Wahrheit, Weiblichkeit und Identität, Sexualität und Transformation, Körperinszenierungen und Sprachmasken*. Daß die Grenzen zwischen diesen »Blöcken« fließend sind, drängt sich unmittelbar auf: Eros, Geschlecht, Macht, Maske, Identität, Sexualität und Sprache werden in jedem der Beiträge auf je spezifische Weise relevant, d. h. Überschneidungen sind der Regelfall. Und doch empfinde ich die Einteilungen insofern als hilfreich, als sie den mit der Materie noch unvertrauten LeserInnen die Möglichkeit geben, die Diskussion einzelner Phänomene und Gegenstände in ihren verschiedenartigen Erscheinungsformen zueinander in Beziehung zu setzen. Überhaupt empfiehlt es sich, *Maskeraden* nicht in der Chronologie seiner Anordnung, d. h. hintereinander zu lesen, sondern je nach Forschungsinteressen

bzw. Neigung bestimmte Artikel auszuwählen und den Band auch in der Funktion eines großangelegten Kompendiums zu benutzen. Auch ich kann an dieser Stelle nicht auf alle neunzehn Beiträge eingehen. Ich greife daher exemplarisch solche heraus, die sich durch ihre Themen- bzw. Fragestellungen mit denen der anderen hier besprochenen Bücher berühren.

Besonders gelungen erscheint mir der Einfall der Herausgeberinnen, im ersten Teil ihres Vorworts nicht nur in das diskurstheoretische Umfeld von *Maskerade* einzuführen (und auf die Schnittstellen zu verweisen, wo sich postmoderne mit allgemeinen Auffassungen von *Maskerade* durchkreuzen), sondern das Potential von *Maskerade* – (Ver-)Kleidung, Verschleierung, Vorspiegelung, Tra(ns)vestie – durch die der *Maskerade* inhärente Angewiesenheit auf Repräsentation zunächst einmal *visuell* erfahrbar zu machen: Am »schillernd schönen« Bild des verhüllten Liebespaares von René Magritte *Les Amants* (1928), das den Buchdeckel schmückt, wird die zentrale, alle Beiträge verbindende Problematik des Sammelbandes herauskristallisiert: »Das Bild von Magritte gibt mit seiner Anordnung von Mann und Frau ein Versprechen an die Schaulust, das in der abendländischen Malerei über die Jahrhunderte tausendfach erfüllt wird. Aber *Les Amants* löst das Versprechen nicht ein; es verweigert die Spiegelfunktion, indem es mit den Gesichtern den vertraut expressiven Teil des Körpers vorenthält. Es verbirgt und enthüllt in der *Maskerade* zugleich eine Geschichte: daß die Sehnsucht nach einer ›Wirklichkeit‹ oder ›Natur‹ hinter der Maske, nach ›dem Mann‹ und ›der Frau‹ als Effekt kultureller Anordnungen entsteht, in denen sich Geschlechtsidentitäten erst konstituieren« (8).

Eine ausgesprochen hilfreiche Klammer, die es ermöglicht, die Einzeldarstellungen trotz ihrer thematischen Disparität und Spezifik zueinander in

Beziehung zu setzen, stellen Julika Funks grundsätzliche Überlegungen über »Die schillernde Schönheit der Maskerade« dar.¹² Funks differenzierte Einführung in die »Maskerade«-Debatte der letzten Jahre (d. h. in die insbesondere von der Psychoanalyse, der feministischen Diskurstheorie und der Filmkritik entwickelten Theoriepositionen), ist u. a. deshalb so gut lesbar, weil sie ohne jenen Wissenschaftsjargon auskommt, der so oft die Lektüre diskurstheoretischer Abhandlungen erschwert. Funks Ausführungen haben aber auch eine große Überzeugungskraft, weil die aus der Psychoanalyse und Diskurstheorie gewonnenen Erkenntnisse über Maskerade nicht absolut gesetzt, sondern in ihrer historischen und kulturellen Bedingtheit verankert werden: »Maskerade-Effekte, so könnte man auch sagen, zeigen immer Verschiebungen an, diese allerdings sind historisch und kulturell verschieden, sind eben nicht vergleichbar, nicht immer dasselbe« (25). Funk verweist in diesem Zusammenhang auf die Arbeit Lehnerts, die den Beweis erbringt, daß »Transvestismus historisch sehr verschiedene Bedeutungen haben« kann.

Eine solche historisch-kulturelle Verankerung nimmt Katharina Waldner in ihrer Untersuchung weiblicher und vor allem männlicher Rollen in den Mythen und Ritualen des Dionysoskultes vor. Nur wenn die konkret-historische und symbolische Spezifik dieses Kultes (also die Rolle von Mänaden, Ammen und Geliebten des Maskengottes, die Funktion von Phalloi, Wein und Maskerade u. ä. m.) mitreflektiert wird, lassen sich aus der Schlußfolgerung Waldners Analogien (aber eben auch Unterschiede) zu Befunden Levines über das englische Theater zwischen 1579 und 1642 ziehen: »Diese Doppeldeutigkeit des ›Frau-Spielens‹ läßt sich auch auf inhaltlicher Ebene der meisten griechischen Tragödien lesen. Froma Zeitlin nennt es ›playing the other‹ und zeigt auf, daß es in den meisten Stücken in irgendeiner Form

darum geht, männliche Identität vor dem Hintergrund mächtiger, ›das Andere‹ repräsentierender Frauenfiguren zu konstruieren. Bezeichnenderweise gelingt aber die Abgrenzung gegen das Weibliche fast nie ... Sowohl auf der Ebene des Tragödieninhalts, als auch in der Maskerade selbst wurde Männlichkeit als immer wieder neu zu leistende Abgrenzung gegenüber einem ›Anderen‹, Weiblichen inszeniert« (51).

Dem von Waldner untersuchten Verhältnis von *Männlichkeit* und Maskerade (ein Zusammenhang, der im psychoanalytischen, an Joan Rivieres Maskeradenkonzept orientierten Diskurs nur eine untergeordnete Rolle spielt) scheint zunächst auch der Beitrag von Andreas Mahler »Maske und Erkenntnis – Funktionen karnevalesker Identität bei Shakespeare« gewidmet. Mahler legt seinen Ausführungen über *King Lear* und *Hamlet* einen, wie er selbst sagt, eingeschränkten Maskenbegriff zugrunde. Für ihn signalisiert Maske »uneigentliche Semantik, inauthentische Bedeutung« (117). Die Maskerade steht in Opposition zur Lebenswelt, ihr Spiel beruht auf einem Kontrakt. »Die Maske läßt sich mithin zusammenfassend verstehen als ein von Rolle und Täuschung geschiedenes, temporär identitätssuspendierendes bzw. identitätsdoppelndes, karnevaleskes Instrument gespielter Alteritätserfahrung«, resümiert Mahler am Ende seiner einleitenden Überlegungen, um anschließend zu zeigen, wie Lear durch die Preisgabe königlicher Identität und das Scheitern königlicher Maskerade in jene tragische Identitätskrise gerät, die alles Folgegeschehen überschattet »und mithin ein Negativ des Karnevals« (128) zeigt. (Übrigens wird weder die Figur des Lear noch die des Hamlet von Mahler unter dem Gesichtspunkt einer möglichen Verunsicherung von »gender identity« problematisiert.) In *Hamlet* wird, Mahler zufolge, die Maske – als Spiel im Spiel und als karnevaleske *mimicry* des Wahnsinns – als Mittel »zur Verunsiche-

nung einer bereits vorgeahnten Erkenntnis« (131) eingesetzt, wodurch allerdings sein Alteritätspotential erlischt. Mahler deutet diese bei Shakespeare dramatisierte Entwicklung als exemplarisches Beispiel »für den frühneuzeitlichen Funktionswandel des Karnevals von einer fröhlich entlastenden Enklave ... bis hin zu integrierender Kommerzialisierung oder ausgrenzendem Verbot« (131). Da *Hamlet* und *King Lear* aber nur zwei von vielen Shakespearedramen sind, in denen Maskerade bzw. karnevalleske Aufhebung von Realität inszeniert wird, besitzt Mahlers Schlußfolgerung nur begrenzte Gültigkeit. Weil er sich darüber hinaus auf die *textliche* Dimension der Dramen beschränkt, bleibt eine bedenkenswerte Konstante ihrer Aufführungspraxis unberücksichtigt: Seit der Wiedereröffnung der Theater in der englischen Restauration bis in unsere Gegenwart hinein werden die Rollen des Hamlet und Lear immer wieder von Frauen gespielt. Sarah Bernhardt als eine der berühmtesten Hamletverkörperungen aller Zeiten und Marianne Hoppe als Lear in der Inszenierung von Robert Wilson müssen hier als Beispiele genügen.¹³ S. P. Ramet verweist übrigens in ihrem Vorwort zu *Gender Reversals and Gender Cultures* auf diese Aufführungstradition von *Hamlet* und *Lear*, um das Irritationspotential zu illustrieren, das durch die Verkoppelung von politischer Macht und Weiblichkeit entsteht. Die Erweiterung des Konzepts von Rolle um seine praktisch-mimetischen und rezeptionsästhetischen Dimensionen hätte interessante Anschlußmöglichkeiten an Levines und Bettingers Überlegungen zu den allgemeineren Auswirkungen von Theatralisierung erlaubt.

Ein Beitrag, der solche Anschlußmöglichkeiten in verschiedene Forschungsrichtungen in geradezu exemplarischer Weise eröffnet, ist Katja Strobels Artikel »Die Courage der Courasche: Weiblichkeit als Maskerade und groteske Körperlichkeit in Grimmelshausens Pikara-

Roman«. Die weibliche Schelmenfigur, die schon im Titel des Romans von 1670 als »Ertzbetrügerin und Landstörtzerin« ausgewiesen ist, tritt als vielfache Ehefrau und Prostituierte, als Kammerdiener, Soldat und Unternehmer auf. Sie wechselt nach Belieben zwischen männlichen und weiblichen sozialen Rollen und entsprechenden (Ver-)Kleidungen. Strobel diskutiert das Maskeradenmotiv zunächst auf der Ebene der Figurentradition (für pikareske Gestalten ist Kleidung immer schon Verkleidung), um dann die geschlechterspezifischen Implikationen der (Ver-)Kleidungen der Courasche (als Mann und als Frau!) in den Blick zu nehmen. Sie problematisiert zwei Aspekte von Courasches *cross-dressing*. Zunächst ist dies die kulturelle Verfaßtheit der Geschlechter, das im Roman deutlich herausgestellte Wissen, daß »Mann sein« oder »Frau sein« nicht an die biologischen Gegebenheiten des Körpers gebunden, sondern vielmehr kulturell kodiert ist: »(...) ich (...) begab mich aufs Nähen / Wircken und andere Frauenzimmer-Arbeit / daß es die Leute sehen / heimlich aber pflanzte ich meine Schönheit auf / und konnte oft eine gantze Stund vorm Spiegel stehen / zu lernen und zu begreifen / wie mir das Lachen / das Weinen / das Seufftzen und andere dergleichen veränderliche Sachen anstanden (...).«

Die Biologie ist im Vergleich zu den »veränderlichen Sachen« zweitrangig. Vor der Aufklärung, so ist es auch bei Thomas Laqueur nachzulesen, war der Sexus noch eine soziologische und keine ontologische Kategorie.¹⁴ Der zweite Aspekt »bezieht sich auf die geschlechtliche Ambiguität der Courasche, die Auflösung der Geschlechtergrenzen, sowie deren Neudefinition unter dem Vorzeichen der neuzeitlichen Körperkonzeption« (84). Die Vermischung der Geschlechter in der Figur der Courasche, die ihr inhärente Transgression der Geschlechtergrenze, ihre Erwägung, sich »vor einen Hermaphroditen auszugeben /

ob ich vielleicht dadurch erlangen möchte / öffentlich Hosen zu tragen / und vor einen jungen Kerl zu passirn«, wird von Strobel vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Körperkonzeptionen im 16./17. Jahrhundert und in der Aufklärung diskutiert. Der Hermaphrodit, der die körperlichen Merkmale beider Geschlechter in sich vereinigt, galt in dem von Greenblatt in »Fiction and Friction« (vgl. Anm. 14) untersuchten Zeitraum, Anfang des 17. Jh., als ein Wunder der Natur, nicht aber als eine Störung der natürlichen Geschlechterordnung. Er wird erst in dem Augenblick zum »Zeichen der Krise«, als die neuzeitliche Konzeption des begrenzten, bedeutenden und eindeutigen Körpers normative Gestalt annimmt. Auf dieser Schnittstelle siedelt Strobel die Assoziation der Courasche mit dem Hermaphrodit an: »(...) hinter dem Trans-Vestismus, dem *cross-dressing* der Courasche, *das den Körper darunter nicht berührt*, enthüllt sich in der Figur des Hermaphroditen eine Form der Transgression, die nicht nur die Grenzen der Geschlechter, sondern die Körpergrenzen selbst auflöst« (93, meine Hvhg.). Courasches groteske Weiblichkeit, so Strobel, hat dieselbe Funktion wie ihre Maskeraden: »Durch beide vollzieht sich in Grimmelshausens Pikara-Roman die Überschreitung der Geschlechtergrenze wie die Transgression der Grenze zwischen den einzelnen gesellschaftlichen Schichten« (94). Allerdings wird die »groteske« Leiblichkeit, von der sich das neuzeitliche (männliche) Individuum geizt zu lösen beginnt, der Frau zugeordnet.

Noch auf einer dritten Ebene des Romans wird Maskerade zum Thema: Der Autor Grimmelshausen spricht »als« Frau und Pikara, macht die weibliche Maske aber transparent, indem er schon auf dem Titelblatt zu erkennen gibt, daß er mit der Fiktion der Authentizität spielt: Die dargestellte Lebensgeschichte ist »von der Courasche eigner Person (...) dem Auctori in die Feder dictirt, der

sich vor dißmal nennet Philarchus Gros-sus von Tronnenheim auf Grifffsberg.« »Vor dißmal« signalisiert Verstellung als Programm. Das Pseudonym – erst im 20. Jahrhundert wurde entdeckt, daß es sich um eines von mindestens sechs weiteren Anagrammen von Grimmelshausens Namen handelt – ist als solches gekennzeichnet, der »echte« Name des Autors wird erst durch seine Maskerade hervorgebracht, Autor und »Auctor« generieren sich aus ein und demselben Zeichenmaterial, der ontologische Unterschied zwischen beiden wird aufgehoben. »In seiner doppelten Maskierung als weibliche Erzählstimme und männlicher ›Auctor‹ (...)« demonstriert Grimmelshausen »das produktive Potential der Maske, des Scheins, der das Sein weniger verhüllt als vielmehr hervorbringt« (96).

Soviel zur Privilegierung des Scheins, der Maske gegenüber dem Sein, dem Maskierten, bei Grimmelshausen.

Maskeraden. Geschlechterdifferenz in der literarischen Inszenierung enthält, wie gesagt, noch viele weitere lesenswerte Auseinandersetzungen mit unterschiedlichen Varianten des Spiels mit Masken und (Ver-)Kleidungen, die hier nicht im einzelnen berücksichtigt werden können. Ich hoffe aber, daß deutlich geworden ist, daß dieser Sammelband in exemplarischer Weise Zugänge zu einem weiten Spektrum zeitgenössischer Diskursivierungen von Maskerade eröffnet. Der Band ist insgesamt sehr sorgfältig ediert. Jedem Artikel ist eine eigene Literaturliste angefügt, und dankenswerterweise dürfen die Fußnoten in dieser Welt der Maskerade und des Versteckspiels das sein, wofür sie sich ausgeben: Erläuterungen *am Fuß* jeder Seite. Ein anderer erfreulicher Aspekt des Bandes ist die »geballte Jugend« seiner AutorInnen. Bei neun Beiträgerinnen und Beiträgern ist im Personenverzeichnis das Alter angegeben: es lag im Erscheinungsjahr 1995 zwischen 29 und 34 Jahren. Das stimmt hoffnungsfroh im Hinblick auf die Zukunft der Geistes- und Literatur-

wissenschaften und demonstriert eindrucksvoll, wie sinnvoll die Einrichtung von Graduiertenkollegs ist.

Die Besprechung der letzten hier vorgestellten Neuerscheinung zum Thema Geschlechtertausch, Transvestismus und Transsexualität kann etwas kürzer ausfallen, da bereits viele Querverbindungen gezogen sind, an die sich anknüpfen läßt. Der Band enthält neben dem Einleitungsaufsatz der Herausgeberin zwölf Artikel, davon einen zur Typologie von gender-Varianten (Anne Bolin, »TRAVERSING GENDER. Cultural context and gender practices«), zwei zum Topos der Vermännlichung weiblicher Märtyrerinnen in der Zeit des frühen Christentums, zwei weitere zu *cross-dressing* und Geschlechter-Verwirrung in der frühen Neuzeit und sieben anthropologische bzw. ethnographisch orientierte Untersuchungen zu spezifischen Erscheinungsformen von gender, *cross-dressing*, Geschlechtertausch, Androgynität etc. in bestimmten Kulturen und historischen Formationen.

Bei der letztgenannten Gruppe haben wir es buchstäblich mit einem weiten Feld zu tun. Diese sieben Aufsätze beleuchten zwar ganz unterschiedliche kulturspezifische Erscheinungsformen von gender reversal, gender transgression, Androgynie und Geschlechtslosigkeit, sie bestätigen aber insgesamt die von Majorie Garber in *Vested Interests* aufgestellte These, daß die Transvestie des Theaters (hier im weitesten Sinne des Wortes verstanden) kulturelle Norm und nicht Abweichung ist (39). Mit einem spezifischen Aspekt des spannungsgeladenen Verhältnisses zwischen der kulturellen Institution Theater und der Lebenswirklichkeit im späten chinesischen Kaiserreich befaßt sich Sophie Volpps Beitrag: GENDER, POWER, AND SPECTACLE IN LATE-IMPERIAL CHINESE THEATER. Sie untersucht die geschlechterideologischen Implikationen der Tatsache, daß männlichen

Schauspielern sowohl in ihren Frauenrollen, als auch in ihrem privaten Leben ein vollkommener Grad an Weiblichkeit zugesprochen wurde als den Kurtisanen, mit denen sie im gesellschaftlichen Ansehen konkurrierten: »Actors as a group were symbolically coded feminine; that feminization was a part of their professional identity in their off-stage interactions with patrons« (139). Die Weiblichkeit des Schauspielers, so stellt Volpp fest, erfährt eine höhere gesellschaftliche Wertschätzung als die der Kurtisane, des Inbegriffs des Weiblichen schlechthin. Diese männlich geadelte Weiblichkeit definiert Volpp als einen Akt der Vereinnahmung (appropriation). Vergleiche mit ähnlichen Entwicklungen in unserer westlichen Kultur, z. B. dem Empfindsamkeitskult, drängen sich auf, doch Volpp verzichtet auf globalisierende Vergleiche zugunsten einer kulturhistorischen Kontextualisierung des von ihr beschriebenen Phänomens.

Auch die Aufsätze von J. L. Welch bzw. Karen Jo Torjesen über unterschiedliche Aspekte der »Vermännlichung« frühchristlicher Märtyrerinnen als Voraussetzung ihrer Heilswürdigkeit und die Darstellung eines ähnlichen Transformationsgebots in soteriologischen (= heilsgeschichtlichen) Texten des Buddhismus und Hinduismus von Cynthia Ann Humes bieten die Möglichkeit zum Vergleich, aber auch zur Differenzierung interkultureller Erscheinungsformen von »gender transgression«. Daß der Terminus »transgression« grundsätzlich problematisch ist, weil er fixierte Grenzen voraussetzt, thematisiert Sabine Lang in ihren Ausführungen mit dem Titel THERE IS MORE THAN JUST WOMEN AND MEN über »gender variance in North-American Indian Cultures«. Diese Kulturen gehen nicht von einem bipolaren gender-Modell aus, sondern erkennen verschiedene gender-Kombinationen als gleichberechtigt an. Sie fordern dazu auf, westliche Konzeptualisierungen von Transsexualität und

Homosexualität zu überdenken: »(...) a sexual relationship, for example between two individuals of the same sex, yet not of the same gender, is not necessarily considered homosexual, and within a gender system that provides four or more genders to accomodate individuals who do not feel comfortable with the gender and gender role assigned to them by birth, the concept of transsexualism, which was developed in a culture that only recognizes and values two genders and two sexes, is not applicable« (93).¹⁵

Die ungeheuren Anstrengungen, die eine eindeutige Zuweisung des Geschlechts in einem immer rigideren bipolaren System erforderlich macht, demonstriert Israel Burshatin. Er »seziert« den in spanischen Gerichtsakten aus dem Jahr 1587 dokumentierten Fall des »Hermaphroditen« Elena de Céspedes, eines zunächst mit einem Mann und dann mit einer Frau verheirateten »Transsexuellen«, der in seinen sozialen Rollen vom Sklaven über den Beruf des Webers, Strumpfmachers, Hirten, Schneiders, Soldaten bis zum Arzt aufsteigt. Seine Geschlechtstransformation erklärt er in einem von ihm zu den Gerichtsprotokollen gegebenen Schreiben, das ihn als Kenner des zeitgenössischen, medizinisch-naturwissenschaftlichen Forschungsstandes ausweist: bei der Geburt seines ersten (und einzigen) Kindes habe sich sein Genital nach außen gestülpt (dies entspricht der zeitgenössischen Vorstellung über die Analogie der weiblichen und männlichen Genitalien: Frauen tragen sie innen, Männer außen), später sei ihm aber seine männliche genitale Ausstattung als Folge einer Krebserkrankung nach einem Reitunfall wieder abhanden gekommen. Doch sei dies nur von sekundärer Bedeutung, seinem Selbstverständnis nach sei er ein Mann. Die gerichtsärztliche Untersuchung hält hingegen als Ergebnis fest: Elena ist eine Frau und Jungfrau dazu. Im Unterschied zu dem bei Greenblatt beschriebenen Fall der hermaphroditischen Patientin

Marin/Marie des Doktor Duval in Rouen¹⁶ hat sich Eleno/Elena einer doppelten Transgression schuldig gemacht und steht deshalb im Verdacht, mit dem Teufel im Bund zu sein: die tiefbraune Hautfarbe verrät die »rassische« Differenz, ihre/seine Abstammung von afrikanischen Sklaven. Was Elena schließlich vor dem Scheiterhaufen rettet, ist – paradoxerweise – just diese ethnische Verschiedenheit. Der Leiter der gerichtlichen Untersuchung, der alles Weltwissen akkumuliert, das täglich durch Spaniens Stellung als Kolonialmacht in die alte Metropole einströmt, übt sich in der Toleranz des Kolonialherrn gegenüber der »Differenz des Anderen«. Elena wird schließlich lediglich wegen Bigamie verurteilt und muß zehn Jahre »community service« in einem Krankenhaus leisten, wo sie als Mulattin zu einer angesehenen Heilerin und dadurch zu einem »cause célèbre« wird. Nur eine genaue historische Analyse der verschiedenen ideologischen und machtpolitischen Diskurse, die sich in Eleno/a de Céspedes' Fall durchkreuzen, macht die Entscheidung des Gerichts nachvollziehbar und eröffnet uns einen Einblick in den Spielraum, in dem Fragen von Identität und Differenz ausgehandelt wurden.

L. Kürti diskutiert am Beispiel bäuerlicher Dorfgemeinschaften in Ungarn verschiedene Funktionen vorübergehender karnevalesker Befreiung aus einem rigiden patriarchalen System von Zweigeschlechtlichkeit, während Mandelstam Balzer Rituale des Geschlechtertausches und der Konstruktion eines dritten Geschlechts in der Schamanenkultur und den sog. Bärenfesten (bear festivals) in Sibirien untersucht. Beide Beiträge eröffnen die Möglichkeit, unser Wissen über Geschlechterambiguitäten und Geschlechtertausch zu erweitern und so die eigenen kulturell vermittelten Vorstellungen von »Normalität« und »Abweichung« kritisch zu hinterfragen.

Genau dies ist das im Vorwort des Buches erklärte Interesse der Herausge-

berin. Sie will mit dem Band dazu beitragen, den Variantenreichtum menschlicher Phantasien über Transsexualität und *cross-dressing* als transkulturelles Phänomen wahrzunehmen und die Erforschung der Kontexte bzw. Funktionen spezifischer Inszenierungen von »gender traversal« (der Begriff wird von Anne Bolin im Artikel TRAVERSING GENDER eingeführt) voranzutreiben. Für die mit vergleichbaren Themen befaßte Literaturwissenschaft stellen die historischen, anthropologischen und ethnographischen Fragestellungen in Ramets Sammelband nicht lediglich eine Ergänzung der eigenen Perspektiven in der gender-Debatte dar, sondern auch eine notwendige Herausforderung dieser Perspektiven.

Nicht die Frage, *welche* nackte Wahrheit sich »under the underwear« verbirgt, ist letztlich relevant, sondern die nach den Formen und Funktionen von »underwear« überhaupt. Oder anders gefragt: unter *welchen Umständen*, mit *welchen Mitteln* und zu *welchem Zweck* wird »gender identity« konstruiert? Eine trotz des reichhaltigen Angebots an Antworten immer noch offene Frage.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Judith Butler (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M. (engl. Titel: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York/London 1990.)
- 2 Sabrina Petra Ramet macht in der Einleitung zu dem von ihr herausgegebenen Sammelband den bedenkenswerten Vorschlag, »Geschlechterrolle« durch den präzisieren und gleichzeitig komplexeren Terminus »Geschlechterkultur« zu ersetzen.
- 3 Vgl. die materialreiche Studie von Gertrud Lehnert: *Maskeraden und Metamorphosen. Als Männer verkleidete Frauen in der Literatur*. Würzburg 1994 und meine Besprechung des Buches in: *Archiv* 233 (1996), S. 125–7.
- 4 Diejenigen Artikel in Ramets Studie, die sich mit *historischen* Begebenheiten (z. B. dem Topos der Vermännlichung weiblicher Märtyrerinnen in der frühen Christenheit) befassen, erschließen sich die historischen Fakten im wesentlichen über Texte: das apokryphe Evangelium des Thomas aus dem späten ersten oder frühen zweiten Jahrhundert oder die Autobiographie der Märtyrerin Perpetua, dem frühesten christlichen Text, der eindeutig von einer Frau geschrieben wurde. Eine lesenswerte Auseinandersetzung mit der gender/genre-Problematik dieser und anderer frühchristlicher Quellen findet sich bei Elizabeth Castelli: »I Will Make Mary Male«: *Pieties of the Body and Gender Transformation of Christian Women in Late Antiquity*, in: Julia Epstein und Kristina Straub (eds.): *Body Guards. The Cultural Politics of Gender Ambiguity*. New York/London 1991, S. 29–49.
- 5 Vgl. die aufschlußreiche historische Einbettung des Kleidungsgebots im 5. Buch Mose und seine Diskursivierungen im frühen 17. Jahrhundert vor dem Hintergrund der Angriffe auf das englische Theater (der sog. »Antitheatricality«-Kampagne) in Winfried Schleiners Aufsatz »CROSS-DRESSING, GENDER ERRORS AND SEXUAL TABOOS IN RENAISSANCE LITERATURE«, insbesondere S. 94–96, in Ramets Sammelband.
- 6 Vgl. die psychoanalytische Auseinandersetzung mit diesem Thema in dem von Liliane Weissberg in der Reihe *Zeitschriften* (Fischer) herausgegebenen Band *Weiblichkeit als Maskerade*, 1994, in dem Joan Rivieres gleichlautender Aufsatz aus dem Jahre 1929 wieder abgedruckt ist.
- 7 Nach wie vor ist das Buch des marxistischen Historikers Christopher Hill von 1961 *The Century of Revolution 1603–1714* eine der besten Einführungen in die spezifischen Probleme und Widersprüche der Epoche.
- 8 Bettingers Artikel »Crime in Drag. Kleidertausch und Rechtsbruch im England der frühen Neuzeit am Beispiel von Mary Frith alias Moll Cutpurse« diskutiert am Beispiel einer gerichtsnotorischen »unruly woman« Fragen der Geschlechteridentität, des Tausches und der Täuschung. Der Begriff *self-fashioning* geht auf Stephen Greenblatts einflußreiche Studie: *Renaissance Self-Fashioning*

- From More to Shakespeare*. Chicago 1980, zurück.
- 9 Laura Levine, »Men in Women's Clothing: Anti-theatricality and Effeminization from 1579 to 1642«, *Criticism*, Spring 1986, pp. 121–43.
Der Shakespearekritiker Stephen Orgel nimmt in einem inzwischen ebenfalls vielzitierten Artikel von 1989 (»Nobody's Perfect: Or why did the English Stage Take Boys for Women?«, *South Atlantic Quarterly*, Winter 1989, S. 7–29) Levines Gedankengänge auf und erweitert sie i. S. seiner eigenen Forschungen über frühneuzeitliche medizinisch-naturwissenschaftliche Diskursivierungen von Sexualität und Geschlechterdifferenz.
 - 10 1633 veröffentlicht William Prynne ein tausendseitiges Traktat (*Histrio-mastix: The Player's Scourge or Actor's Tragedy*), das sicherlich einen wesentlichen Anstoß zur Schließung der Theater gab, in dem er die tatsächliche »Degeneration« eines Mannes zur Frau beschreibt.
 - 11 Vgl. den Titel von Julika Funks Einleitungsaufsatz, S. 15–28.
 - 12 Fast alle Beiträge im Band beziehen sich auf die von J. Funk dargestellten Theoriekonzepte und treten auch miteinander in einen Dialog. Allein Friedrich Kittlers Aufsatz über »Eros und Aphrodite«, eine Re-Lektüre von Platons *Symposion*, scheint hier eine Ausnahme zu machen.
 - 13 Vgl. die Beispiele bei Marjorie Garber (1992), *Vested Interests*, im Kapitel »Transvestite Shakespeare (II)«, London/New York, S. 37–40.
 - 14 Thomas Laqueur: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Übers. Von H. Jochen Bussmann. Frankfurt/M. 1992. Vgl. auch die Schlüsse, die der »new historicist« Stephen Greenblatt aus seiner Untersuchung medizinischer Diskurse über Geschlechtsumwandlungen in der frühen Neuzeit zieht. »Fiction and Friction« in: Thomas C. Heller, Morton Sosna, and David E. Wellbery (eds.): *Reconstructing Individualism. Autonomy, Individuality, and the Self in Western Thought*, Stanford 1986, S. 30–52.
 - 15 Vgl. in diesem Zusammenhang auch Virginia Goldner, »Gedanken zu einer Kritischen Relationstheorie der Geschlechtsidentität« in: Jessica Benjamin (Hrsg.) *Unbestimmte Grenzen. Beiträge zur Psychoanalyse der Geschlechter*. Frankfurt 1995 (Fischer: *ZeitSchriften*), S. 211–243.

- 16 Die medizinisch-naturwissenschaftlichen und geschlechterideologischen Implikationen dieses Falls werden eingehend von Stephen Greenblatt in »Fiction and Friction«, vgl. meine Anm. 14, diskutiert.

Anna Maria Stuby

Frauenpolitik in der Nachkriegszeit

Ingrid Langer (Hrsg.), Ulrike Ley, Susanne Sander: **Alibi Frauen? Hessische Politikerinnen I–III**. Frankfurt am Main: Ulrike Helmer Verlag 1994 – 1996, jeweils DM 58,–.

Elke Schüller: »Neue, andere Menschen, andere Frauen?« **Kommunalpolitikerinnen in Hessen 1945–1956. Ein biographisches Handbuch Bd. I, II**. Frankfurt am Main: Ulrike Helmer Verlag 1995 – 1996, jeweils DM 58,–.

Renate Genth, Reingard Jäkl, Rita Pawlowski, Ingrid Schmidt-Harzbach (†), Irene Stoehr: **Frauenpolitik und politisches Wirken von Frauen im Berlin der Nachkriegszeit 1945 bis 1949**. Hrsg. v. d. Senatorin f. Arbeit, berufliche Bildung und Frauen, Berlin. Berlin: Trafo Verlag 1996, DM 49,80.

Bettina Michalski: **Louise Schroeders Schwestern. Berliner Sozialdemokratinnen in der Nachkriegszeit**. Hrsg. v. Franz-Neumann-Archiv. Bonn: Dietz 1996, DM 39,80.

Andrea Hauser: **Stuttgarter Frauen für den Frieden. Frauen – Politik – Alltag nach 1945**. Tübingen: Silberburg Verlag 1996 (= Frauenstudien Baden-Württemberg Bd. 7), DM 23,80.

Angela Pitzschke: **Frauenleben und Frauenpolitik. Lebensgeschichte und politisches Engagement von Frauen**

der politischen Linken in der Nachkriegszeit, dargestellt am Beispiel Kassel. Pfaffenweiler: Centaurus 1994, DM 78,-.

Forschungsdefizite hinsichtlich der Politikbeteiligung von Frauen nach 1945 waren bislang nicht allein in der etablierten Politikwissenschaft, sondern auch in der Frauenforschung auszumachen. Gemäß der Devise der Neuen Frauenbewegung, »Das Private ist politisch«, geriet Partizipationsforschung in den Verdacht, über einen kompensatorischen Ansatz nicht hinauszugelangen und das Agieren von Männern als Maßstab zu setzen. Zwar bemühten sich seit Mitte der 1980er Jahre eine Reihe von Studien um eine wissenschaftlich kritische Interpretation der Erfahrungen von Frauen im Nachkriegsdeutschland, doch standen hier meist die Lebens- und Arbeitsbedingungen, der Alltag von Frauen im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Frauen in der Politik fanden wenig Beachtung. Seit Anfang der neunziger Jahre sind nun gleich eine Reihe von Forschungsprojekten angetreten, dies zu ändern.

Eine gewisse Vorreiterrolle übernahm hier Hessen mit zwei an den Universitäten Frankfurt und Marburg angesiedelten Projekten, die erste Ergebnisse 1993 veröffentlichten (rezensiert in *Feministische Studien* 1/1994). Inzwischen liegen fünf weitere Bände dieses durch eine interfraktionelle Initiative der hessischen Landesparlamentarierinnen erst ermöglichten umfangreichen Vorhabens vor.

Die von Ingrid Langer herausgegebenen Bände *Alibi Frauen? Hessische Politikerinnen I – III* widmen sich den weiblichen Abgeordneten der hessischen Landesparlamente von 1946 bis 1958. Ulrike Ley und Susanne Sander zeichnen die Lebenswege von 22 Politikerinnen nach. Dabei stehen politische Arbeit und Lebensgeschichte der Politikerinnen im Mittelpunkt, ohne daß die Autorinnen die Einbettung in den historischen Kontext aus dem Blick verlieren. Jedem Por-

trät vorangestellt ist eine kurze Darstellung zur Parlamentsgeschichte. Über die hessischen Landesgrenzen hinaus interessant dürfte besonders der erste Band sein. In einem einleitenden Beitrag skizziert Ingrid Langer hier die politischen Rahmenbedingungen. Die Darstellung der Situation von Frauen in den Parteien liefert Grundlagen für eine dringend neu zu schreibende Geschichte der Parteien, denn es dürfte wohl kaum einen anderen gesellschaftlichen Bereich des Nachkriegsdeutschlands geben, in dem die Beteiligung von Frauen bislang so weitgehend undokumentiert blieb. Langers zusammenfassende Auswertung – ebenfalls in Band I – wird sich gerade im Hinblick auf künftige vergleichende Untersuchungen spannend lesen, die sich angesichts der in den letzten Monaten veröffentlichten oder derzeit entstehenden regionalen Studien zur politischen Partizipation von Frauen anbieten.

Die hessischen Politikerinnen auf der kommunalpolitischen und Kreisebene nahm das Frankfurter Projekt unter der Leitung von Ute Gerhard in den Blick. In teilweise fast detektivischer Kleinarbeit hat Elke Schüller in den beiden Bänden »*Neue, andere Menschen, anderen Frauen*«? *Kommunalpolitikerinnen in Hessen 1945–1956* Kurzbiographien von 330 in kreisfreien Städten, Kreisen und Gemeinden politisch aktiven Frauen erstellt. Hiermit wird umfangreiches Material zur Verfügung gestellt, um sich dem Fragenkomplex zu nähern, wer die Frauen waren, die in der Nachkriegszeit Interesse, Kraft und Durchsetzungsmöglichkeiten mitbrachten, um sich in der Männerdomäne Politik zu engagieren. Bei aller gebotenen Vorsicht vor stringenten Verallgemeinerungen und Wertungen hätte eine zusammenfassende Auswertung es dem/der LeserIn erleichtert, sich einen Überblick über Motive, Selbstverständnis und politische Traditionen, in denen die porträtierten Politikerinnen standen, zu verschaffen. So bleibt z. B. die Frage, ob die Kommunalpolitik als Chance für

die Entwicklung anderer, »weiblicher« Politikformen genutzt werden konnte oder ob sie für Frauen zur Gefahr der Beschränkung geriet, unbeantwortet. Wünschenswert wäre auch eine Zusammenschau des Frankfurter und Marburger Projektes gewesen, die unterschiedliche Ergebnisse im Hinblick auf die Kommunal- und Landespolitik diskutiert hätte. Mit den nun insgesamt sechs vorliegenden Bänden ist die Arbeit von Politikerinnen in den Jahren 1945 bis 1958 in Hessen so umfassend dokumentiert wie in keinem anderen Bundesland.

Ähnliches läßt sich nur noch für Berlin sagen, wo 1996 zwei Studien über Politikerinnen der Nachkriegszeit erschienen sind. Wie in Hessen schuf auch hier ein gemeinsamer Antrag sämtlicher weiblicher Abgeordneter die Voraussetzungen, um die politische Arbeit von Frauen nach dem Zweiten Weltkrieg zu erforschen und zu dokumentieren. Der Fall der Mauer und die damit verbundene Öffnung der Ost-Archive veränderte und erweiterte die Arbeitsaufgabe.

Der Band *Frauenpolitik und politisches Wirken von Frauen im Berlin der Nachkriegszeit 1945 – 1949* gibt einen Überblick über die politische Wirksamkeit der Frauen, die in der Berliner Nachkriegszeit sowohl in den West- als auch den Ostsektoren der Stadt agierten. Die einzelnen Beiträge wurden von verschiedenen Autorinnen unabhängig voneinander verfaßt, weisen somit unterschiedliche Perspektiven auf und folgen nicht immer bruchlos aufeinander. Dargestellt werden die Ausgangsbedingungen der Frauen bei Kriegsende, die Geschichte der Frauenausschüsse, die Frauenpolitik der vier Berliner Parteien (Renate Genth, Ingrid Schmidt-Harzbach), der Demokratische Frauenbund – DFD (Rita Pawlowski), die frauenpolitischen Aktivitäten der Gewerkschaften (Renate Genth), die (Re-)Organisation der alten Frauenbewegung nach 1945 (Irene Stoehr) sowie die Friedenspolitik der Frauenverbände im Ost-West-Konflikt (Ingrid

Schmidt-Harzbach, Irene Stoehr). Anhand des Stadtteils Schöneberg werden die Erscheinungsformen des »Nachkriegsfeminismus« exemplarisch beleuchtet (Reingard Jäkl). Ergänzt werden die thematisch gegliederten Kapitel durch 22 Porträts bedeutender Berliner Politikerinnen. Ein Anhang mit einer Chronik der politischen Ereignisse, einem Personenregister und wichtigen historischen Dokumenten zur Berliner Frauenpolitik macht den Band darüber hinaus zu einem wichtigen Nachschlagewerk. Insgesamt gesehen, wird hier die spezifische Berliner Situation der ersten Nachkriegsjahre, die sich deutlich von der in anderen Besatzungszonen unterschied, überzeugend herausgearbeitet. Der Umfang der frauenpolitischen Initiativen und Aktionen und die Anzahl der politisch engagierten Frauen erreichte in Berlin ein Ausmaß wie nirgendwo anders im Nachkriegsdeutschland. So waren 1947 z. B. 43,4% der Berliner CDU-Mitglieder Frauen. Dennoch gelang es auch hier nicht, den Einfluß der Frauen auf die Politik dauerhaft sicherzustellen. Dies dürfte nicht zuletzt auf die Lage Berlins an der Nahtstelle zwischen den Blöcken zurückzuführen sein. Die sich während der Blockade und schließlich im Kalten Krieg zuspitzenden politischen Auseinandersetzungen ließen frauenpolitische Forderungen in den Hintergrund treten. In diesem Zusammenhang werden besonders im Beitrag zur Haltung der Frauenverbände im Ost-West-Konflikt wie auch in dem zur alten Frauenbewegung eine Reihe interessanter Fragen aufgeworfen, die in künftigen Forschungen zur Politikbeteiligung von Frauen mitbedacht werden sollten. Genau hier liegt auch der Wert dieser Studie über den Berliner Bezug hinaus, die insgesamt als wichtiger Beitrag zur Nachkriegsgeschichte gewertet werden kann.

Einem Teilaspekt der politischen Arbeit von Frauen im Berlin der Nachkriegszeit, der Sozialdemokratie, widmet

sich Bettina Michalskis Studie *Louise Schroeders Schwestern*. Im ersten Teil beleuchtet Michalski die politischen Rahmenbedingungen, Generationszugehörigkeit und Traditionslinien der aktiven Sozialdemokratinnen, ihre Haltung zu den Frauenausschüssen sowie ihre Stellung innerhalb der SPD. Es ist verständlich und legitim, daß hier die Leistungen sozialdemokratischer Politikerinnen gewürdigt werden sollen, manchmal folgt die Darstellung jedoch zu unreflektiert sozialdemokratischen Anschauungsweisen – so etwa hinsichtlich der sozialistischen Frauenemanzipationstheorie, der Spaltung der alten Frauenbewegung oder auch in der Einschätzung der Frauenausschüsse und insbesondere des DFD. Eine stark verkürzte Gründungsgeschichte handelt diesen Frauenverband wieder einmal als bloßen Ableger der SED ab. Dabei boten sich hier in der Anfangszeit, wie Rita Pawlowski im Band *Frauenpolitik und politisches Wirken von Frauen im Berlin der Nachkriegszeit* nachweisen konnte, durchaus Freiräume für Meinungen, die von SED-Auffassungen abwichen. Die Stellung der Frauen innerhalb der SPD, Ansichten und Verhalten der tonangebenden Parteimänner, aber auch der Frauen selbst zur Frauenpolitik wird durchaus kritisch eingeschätzt, die Frage nach den Ursachen für eben diese spezifischen Verhaltensweisen wird leider jedoch nicht gestellt. Ergänzt wird der Band durch die Porträts von über 100 aktiven Berliner Sozialdemokratinnen. Ein Anhang listet sozialdemokratische Funktionärinnen und Abgeordnete auf.

Liegen damit für Berlin, wie auch für Hessen, wichtige Ergebnisse zur politischen Rolle von Frauen nach 1945 vor, sind solche Studien für andere Regionen bislang nur ganz vereinzelt erarbeitet. Meist gehen sie auf das Forschungsinteresse einer einzelnen Wissenschaftlerin zurück und fanden kaum finanzielle oder institutionelle Unterstützung. So wurde die von Andrea Hauser im Rahmen einer

kulturwissenschaftlichen Abschlusarbeit bereits 1984 verfaßte Stuttgarter Studie erst jetzt unter dem Titel *Stuttgarter Frauen für den Frieden. Frauen – Politik – Alltag nach 1945* innerhalb der Reihe *Frauenstudien Baden-Württemberg* veröffentlicht. Der Arbeit hätte allerdings eine gründlichere Überarbeitung und Aktualisierung gut getan. Fragestellungen und Duktus scheinen zu sehr von den Debatten der Frauen- und Friedensbewegung sowie der Frauenforschung der 80er Jahre geprägt. Eine Sichtweise auf Frauen als Opfer – Opfer der nationalsozialistischen Politik, Opfer des Luftkrieges, Opfer der Besatzungstruppen – läuft Gefahr, sie als Subjekte mit politischen Handlungsspielräumen nicht wahrzunehmen und damit selbst ihr »Unpolitisch-Sein« wiederum festzuschreiben. Hauser richtet ihren Blick auf eigenständige Frauenorganisationen, ausgespart werden Parteien und Gewerkschaften. Im Mittelpunkt stehen der Stuttgarter Frauenausschuß, der sich am Frankfurter Vorbild orientierte und eine von den Berliner Frauenausschüssen erheblich differente organisatorische und politische Entwicklung nahm, der Stuttgarter Frauendienst sowie die Frauenfriedensorganisationen Internationale Liga für Frieden und Freiheit (IFFF), WOMAN und die Westdeutsche Frauenfriedensbewegung (WFFB). Ergänzt werden die aus schriftlichen Quellen schöpfenden organisationsgeschichtlichen Darstellungen durch neue lebensgeschichtliche Interviews. Drei der befragten Frauen werden ausführlicher porträtiert. Obwohl der Zugang zu diesen Frauen über deren Aktivitäten in der Friedensbewegung erfolgte, gehörten interessanterweise die meisten von ihnen einer Partei oder Gewerkschaft an. Fragen nach Politisierungsanlässe, politischen Selbstbildern und Grundtendenzen politischen Handelns von Frauen nach 1945 werden angesichts der kleinen Fallzahl etwas zu verallgemeinern beantwortet. Resümierend sieht Hauser die

Frauenfriedensbewegung, in der spezifische Politikvorstellungen von Frauen zum Ausdruck gebracht wurden, als Vorläuferin der Neuen Frauenbewegung – eine interessante These, die im Zusammenhang mit den Ergebnissen jüngst verfaßter Studien erneut zu diskutieren wäre.

Angela Pitzschkes gesellschaftswissenschaftliche Dissertation *Frauenleben und Frauenpolitik* unterscheidet sich methodisch am stärksten von den anderen hier vorgestellten Arbeiten. Bildeten für diese, mit Ausnahme Hausers, schriftliche Quellen die Basis, geht Pitzschke mittels narrativer Interviews der Frage nach dem Zusammenhang von Lebensgeschichte und politischem Engagement von Frauen der politischen Linken in der Nachkriegszeit am Beispiel Kassels nach. Hier geht es nicht um die Dokumentation weiblichen politischen Wirkens, sondern um die Erforschung von Prozessen, die dazu führten, daß Frauen sich nach 1945 in der politischen Linken und in der Frauenbewegung engagierten. Die Arbeit versteht sich als Beitrag zur Analyse von Prozessen politischen Lernens im lebensgeschichtlichen Kontext. Lebensgeschichte wird dabei durchaus in Korrelation zur Geschichte gesehen. Betrachtet werden Weimarer Republik, Nationalsozialismus, Kriegsende und Nachkriegszeit, »Wirtschaftswunder« und »Kalter Krieg« sowie »1968« und die »neuen sozialen Bewegungen«. Im Hinblick auf die Bedeutung der jeweiligen historischen Phase für die Politisierung von Frauen klassifiziert Pitzschke diese als Aufbruchs-, Konsolidierungs- und Krisenphasen. Ein durchaus interessanter Ansatz, Historikerinnen dürfte jedoch die etwas undifferenzierte gemeinsame Einschätzung von Nationalsozialismus und »Wirtschaftswunderzeit« als dem Aufbruch von Frauen eher hinderliche Krisenphase einiges Unbehagen bereiten. (Frauen-)Politikerinnen dürfte insbesondere der letzte Teil, in dem Pitzschke, ausgehend von ihren Forschungsergeb-

nissen, versucht, Perspektiven für die politische Arbeit und Bildungsarbeit von und mit Frauen zu entwickeln, interessieren.

Insgesamt leisten die vorliegenden Studien sowohl einen wichtigen Beitrag zur Nachkriegsgeschichte als auch zur Diskussion um einen neu zu bestimmenden Politikbegriff. Zwar werden Neudeinitionen von jeweils unterschiedlichen Ansätzen her verfolgt, allen gemeinsam ist jedoch ein erweiterter, über Institutionen hinausgehender Politikbegriff, der politisches Handeln nicht auf Parteimitgliedschaften, Wahlbeteiligung, Teilnahme an politischen Versammlungen oder die Wahrnehmung (partei-)politischer Ämter beschränkt.

Barbara Guttman

Gerlinde Seidenspinner/Barbara Keddi/Svendy Wittmann/Michaela Gross/Karin Hildebrandt/Petra Strehmel: **Junge Frauen heute – Wie sie leben, was sie anders machen.** Opladen: Leske + Budrich 1996, 284 S., DM 36,-.

Studien, die die Lebenssituation und das Lebensgefühl junger Frauen und Mädchen erforschen, sind nicht sehr häufig und werden mit großem Interesse auch außerhalb der Wissenschaft rezipiert. Denn sie können Einblicke in gesellschaftliche Realitäten und in individuelle oder kollektive »Träume« der jüngeren Generation geben und zum Verständnis des Generationenwechsels beitragen, der zwischen den durch die Frauenbewegung geprägten Frauen und den Frauen »danach« nicht immer reibungslos verläuft. Häufig sehen sich jüngere Frauen mit dem Vorwurf konfrontiert, sie würden Errungenschaften, für die die Frauenbewegung hart gekämpft hat, in ihr Alltagsleben als etwas Selbstverständliches integrieren und meinen, auf Frauenpolitik verzichten zu können.

Die vorliegende Arbeit befaßt sich mit

der Lebenssituation junger Frauen im Alter von 20 bis 30 Jahren. Die Autorinnen arbeiten in der Mädchen- und Frauenforschung am Institut für Jugendforschung in München, das in den 80er Jahren zwei Studien zu einer ähnlichen Thematik im Auftrag der Zeitschrift »Brigitte« durchgeführt hatte: 1982 eine Studie von Gerlinde Seidenspinner und Angelika Burger, »Mädchen '82, eine repräsentative Untersuchung über die Lebenssituation und das Lebensgefühl 15- bis 19-jähriger Mädchen in der Bundesrepublik«, die als »Brigitte Studie« in weiten Kreisen bekannt wurde, 1988 von Angelika Burger und Gerlinde Seidenspinner: »Töchter und Mütter« und 1988 von Gisela Erler, Monika Jaeckel, Rudolf Pettinger und Jürgen Sass: »Kind? Beruf? Oder beides? – Eine repräsentative Studie über die Lebensplanung junger Paare zwischen 18 und 33 Jahren in der Bundesrepublik Deutschland«; 1994 folgte: »Frausein in Deutschland. Aktuelle Themen, Perspektiven und Ziele feministischer Sozialforschung« von Gerlinde Seidenspinner.

Mit der jetzigen Veröffentlichung werden erstmals die familialen und beruflichen Lebenszusammenhänge junger Frauen mit ihren wechselseitigen Verknüpfungen in Ost- und Westdeutschland erforscht. Die Autorinnen wollen zeigen, wie die Veränderungen der weiblichen Lebensentwürfe je nach familialen, biografischen oder regionalen Vorgaben aussehen. Als Interpretationsfolie dienen ihnen gesellschaftliche Individualisierungsprozesse, die – so ihre These – die Lebensbereiche von Frauen weit stärker prägten als die der Männer und gerade Frauen mehr Handlungsspielräume eröffnet hätten.

Es ist eine Längsschnittstudie, die sich über einen achtjährigen Erhebungszeitraum, von 1991 bis 1999, erstrecken soll und hier als Zwischenbericht aus den ersten beiden Befragungswellen 1991 und 1993 vorliegt. Die Untersuchung wurde in Bayern und Sachsen durchgeführt.

Der erste Teil beschäftigt sich mit dem Thema Beruf, Berufsfindungsprozeß und der Erwerbsbeteiligung junger Frauen, der zweite Teil mit den unterschiedlichen Lebensformen, die etwas schematisch nach den Gruppen, Leben im Elternhaus, Single, Living Apart Together, Nichteheliche Lebensform und verheiratete Frauen, differenziert werden. Die Ergebnisse der Befragungen werden zunächst getrennt für Bayern und für Sachsen diskutiert und dann noch einmal als Ost-West-Vergleich. Die eingefügten Exkurse über die besondere Situation in der ehemaligen DDR, wie die Ausbildungs- und Berufssituation junger Frauen (1. Teil) und über die Auswirkungen der politischen Wende auf die Lebensentwürfe von Frauen heute (2. Teil), sind hilfreich für das Verständnis der anderen Situation ostdeutscher Frauen.

Die Einschränkung auf nur zwei Bundesländer wäre wenig problematisch, wenn die Ergebnisse nicht als repräsentativ für die gesamte Bundesrepublik und als Vergleichsbasis für Ost- und Westdeutschland interpretiert würden. Dieser Mangel wird zwar dadurch abgeschwächt, daß innerhalb der beiden Bundesländer noch einmal nach vergleichbaren sozio-kulturellen und geo-politischen Räumen, wie Großstadt (Nürnberg und Leipzig), Kleinstadt und ländlicher Raum unterschieden wird, es bleibt jedoch das Problem des sehr kleinen Samples: in Bayern wurden insgesamt 86 Frauen befragt, in Sachsen lediglich 57 Frauen. Wenn diese kleinen Fallzahlen dann noch in mehrere Kategorien wie z.B. fünf unter schiedliche Lebensformen unterteilt werden, können sie eigentlich nicht für die gesamte Bundesrepublik als repräsentativ gelten. Es ist schade, daß sich die Autorinnen nicht für eine qualitative Regionalstudie über Sachsen und Bayern entschieden haben, zumal ausführliche Regionalbeschreibungen als Anlage beigelegt wurden, sondern für eine Mischung aus empirischer Sozialforschung, die den Anspruch

erhebt, repräsentativ zu sein und einer Lokalstudie. Denn trotz der aufgezählten Mängel lohnt es, sich mit den Interviewergebnissen – leider sind die Fragebögen nicht abgedruckt – auseinanderzusetzen.

Die Ergebnisse sind überraschend und auch wieder nicht. Sie zeigen, daß der Beruf zu einem zentralen Lebensbereich für junge Frauen geworden ist, was bereits aus der sozialwissenschaftlichen Literatur und Forschung bekannt ist. Der steigenden Erwerbstätigkeit von Frauen steht jedoch ein eingeschränktes Berufswahlspektrum in Ost- und Westdeutschland gegenüber. Mehr als die Hälfte aller weiblichen Auszubildenden verteilt sich auf nur zehn Ausbildungsberufe, wie z. B. Arzthelferin, Einzelhandelskauffrau, Friseurin, Bürokauffrau, Fachverkäuferin, Fachgehilfin in steuer-/wirtschaftsberatenden Berufen.

Überraschend sind Aussagen zum Karrierestreben der befragten Frauen. In beiden Teilen Deutschlands scheint der Wunsch nach beruflichem Aufstieg geringer zu sein als eine kontinuierliche Berufstätigkeit. Die Autorinnen sprechen von einer »sanften Karriere«.

Unterschiede zeigen sich jedoch darin, wie die Frauen ihren Beruf wählen (Berufsfindungsprozeß). Während in Westdeutschland der Einfluß der Familie hervorgehoben wird (und ich mich frage, warum die Schule nicht erwähnt wird), galten in der DDR planwirtschaftliche Vorgaben, die die Mädchen in ihren beruflichen Plänen »umgelenkt« und zeitweise in die naturwissenschaftlichen Fächer gedrängt hatten. Leider gehen die Autorinnen nicht auf die weit subtileren Sozialisationsmuster der Institutionen Schule und Hochschule in Westdeutschland ein, die Mädchen z. B. von den besser bezahlten naturwissenschaftlichen Berufen fernhalten.

Interessant ist auch die unterschiedliche Funktion der Teilzeitarbeit in beiden Teilen Deutschlands. Im Westen ist die Erwerbstätigkeit von Müttern im mittleren Alter gestiegen, die mit einer Zu-

nahme von Teilzeitarbeit korreliert. In der DDR hingegen hatte die Teilzeitarbeit nicht die Funktion, Beruf und Familie zu vereinbaren. Sie galt als eine beliebte Übergangsform in den Ruhestand für ältere Frauen ab dem 50. Lebensjahr. Teilzeitarbeit in der DDR war die Arbeitszeit älterer Frauen, deren Kinder bereits das Haus verlassen hatten.

Als Fazit der Untersuchung würde ich eine Verhaltensänderung junger Frauen und Mädchen in Westdeutschland gegenüber Ausbildung und Beruf herausstellen, die die Autorinnen zwar erwähnen, jedoch nicht als etwas qualitativ Neues herausstreichen: Inzwischen sind auch Frauen mit einem schlechten Bildungsabschluß (Hauptschule) berufsorientiert und stark an Weiterbildung interessiert. Ungünstige Bildungsvoraussetzungen und eine unbefriedigende Arbeit führen nicht mehr – wie noch zur Zeit der hohen Jugendarbeitslosigkeit der 70er Jahre – zur Flucht in die Mutterschaft, sondern sie verlängern den Ausbildungsprozeß und zögern auch die Familiengründung hinaus. Mädchen mit Hauptschulabschluß bilden sich weiter, sie holen einen Bildungsabschluß nach dem anderen nach, manchmal bis zur Hochschulreife.

Leider wird diese – für mich zentrale – Aussage zu wenig gewichtet und auch nicht gefragt, ob sich neue Entwicklungen anbahnen. Spontan würde ich annehmen, daß hier ein tief sitzender Wertewandel junger Frauen aller gesellschaftlicher Schichten gegenüber ihrer beruflichen Arbeit zum Ausdruck kommt und daß vielleicht auch Zwänge des Arbeitsmarktes die Frauen zu einer ständigen Weiterbildung drängen. Ob dies so ist, müßte noch untersucht werden.

Daß die Situation in Sachsen anders ist, verwundert nicht. In der DDR waren Frauen höher qualifiziert als im Westen und eine Berufstätigkeit selbstverständlich. Nach der Wende leiden Frauen über den Abbau ihrer Arbeitsplätze und tun alles, »um nicht zu Hause zu sitzen«,

denn »man ist doch sonst kein vollwertiger Mensch« (70). Subjektiv sind viele der Meinung, daß sie vor der Vereinigung gleichberechtigter gewesen seien als heute, da sie das Problem der Vereinbarkeit von Beruf und Familie nicht kannten. Anders als die Frauen im Westen können sie sich bei der Doppelorientierung weiblicher Lebensführung jedoch auf die Generation ihrer erwerbstätigen Mütter als weibliche Vorbilder stützen.

In der Tradition des Deutschen Jugendinstituts München hat diese Arbeit einen wichtigen Stellenwert und füllt die Lücke seit der Mädchen-Studie 1982 von Gerlinde Seidenspinner und Angelika Burger. Ob sie auch den gleichen wissenschaftlichen und populär-wissenschaftlichen Einfluß erringen kann wie diese, wage ich zu bezweifeln. Der Vorteil der Mädchen-Studie '82 lag darin, daß sie einen Wandel im Verständnis gegenüber Beruf und Familie herausstellte und das anschaulich beschrieb. Die befragten Mädchen sahen die Berufstätigkeit nicht – wie noch in den 60er Jahren – als Übergangslösung oder als eine Art Versicherung gegen Ehelosigkeit an. Die Autorinnen stellten vielmehr fest: »Eines der wesentlichen Ergebnisse der Mädchen-Untersuchung ist die Tatsache, daß für Mädchen zwischen 15 und 19 die Verwirklichung des Berufswunsches an erster Stelle steht: Bei 64% aller Befragten ist dies ein Hauptanliegen an die Zukunft« (Seidenspinner/Burger 1982, 9).

Solch eine klare Tendaussage fehlt in dieser Untersuchung. Dies ist nicht der Arbeit anzulasten, sondern entspricht der gegenwärtigen Situation, die in Westdeutschland weniger durch qualitative Veränderungen in der weiblicher Lebensführung gekennzeichnet ist (auf die veränderte Situation in den Neuen Bundesländern wird ausführlich eingegangen), als durch eine, wie ich es nennen würde, prekäre Stabilisierung. Anzulasten ist ihr aber, daß die nur subtilen Veränderungen nicht gewichtet, sondern in

einer wenig bildhaften Soziologensprache lediglich aufgezählt werden, was das Lesen erschwert. Für Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die über die Lebensführung junger Frauen arbeiten, bleibt diese Arbeit jedoch eine Quelle, die auch die Veränderungen durch den deutsch-deutschen Einigungsprozeß anspricht und von daher wichtige Informationen liefern kann.

Mechthild Veil

Philippe Lejeune: **Le moi de demoiselle. Enquête sur le journal de jeune fille.** Paris: Editions du Seuil 1993, 455p., 175 F.

Philippe Lejeune, ein Literaturwissenschaftler der Universität Paris-Nord und Theoretiker der Autobiographik¹, verfaßt mit der vorliegenden Studie nicht nur eine subjektbezogene Analyse von Mädchentagebüchern, sondern er schreibt selbst ein (Feldforschungs-)Tagebuch. Ein Diarium über seine Recherchen, seine Interpretationsideen – und seine Faszination durch das Genre. Dieses methodische Verfahren ermöglicht es dem Autor, seine Leseerfahrungen und Begegnungen mit den Diaristinnen zu dokumentieren.

Lejeunes »Forschungsreise« beginnt mehr oder weniger zufällig: Als ihm das unveröffentlichte Tagebuch von Claire Pic (1848–1931) durch deren Enkelin zugänglich wird, überkommt ihn beim Lesen die Neugierde, und es entsteht der Wunsch nach »mehr Tagebuch« ... Der Autor stellt zunächst die äußerst begrenzte Quellenlage der bisherigen Forschung fest; dies gilt für Deutschland gleichermaßen wie für Frankreich. Eigene Recherchen führen ihn in Archive und Bibliotheken, private Funde kommen hinzu. Philippe Lejeune forscht nach in Frankreich geschriebenen, veröffentlichten und unveröffentlichten Mädchentagebüchern des 19. Jahrhun-

derts (exakte Eingrenzung des Schreibzeitraumes: 1789–1914). Als »jeunes filles« definiert er dabei Personen weiblichen Geschlechts, die unverheiratet und unter 25 Jahren sind. Das deutsche Wort »Mädchen« müßte um die »junge Erwachsene« ergänzt werden. Im sozialhistorischen Kontext erscheint das Ledigsein als eine durchaus sinnvolle Abgrenzung. Ein Tagebuch wiederum muß über eine bestimmte Dauer periodisch geschrieben worden sein. Darüber hinaus sollte es einen »persönlichen Wert« haben, diese Definition schließt z. B. Reise- und Kriegstagebücher aus. Insgesamt spürt Lejeune 105 – davon 39 unveröffentlichte – Mädchentagebücher auf und macht sie in einer kommentierten Auflistung (mit relevanten Quellenangaben sowie biographischen Informationen) für die weitere Forschung zugänglich. Philippe Lejeune verzichtet (vernünftigerweise!) auf den Versuch, eine allgemeingültige Interpretation des Phänomens Mädchentagebuch zu konstruieren. Statt dessen wählt er exemplarisch neun Diarien aus. Sieben der jungen Schreiberinnen werden in Skizzen vorgestellt: ihre Person, ihr Tagebuch (selbstverständlich mit Zitaten) und ihre Schreibmotivation. Dabei geht der Autor nicht schematisch vor; die Individualität und Besonderheit des einzelnen Diariums sowie dessen Schreiberin spiegelt sich in der gewählten Darstellungsform und der (thematisch unterschiedlichen) Analyse. Das macht nicht nur das Lesen spannend und abwechslungsreich, sondern zeigt das breite Spektrum und die Dynamik der Quelle. Anschließend erfolgt die Annäherung an zwei weitere Diaristinnen mittels »Selbstporträts«. Dies ist zum einen die bereits erwähnte Claire Pic (1848–1931), deren vier Tagebücher die Jahre 1862–1869 umfassen. Zum anderen wird Catherine Pozzi (1882–1934) vorgestellt, ihre acht Hefte umfassen die Zeiträume 1893–1901 sowie 1903–1906. Beides sind Arzttöchter, die zunächst übereinstimmend im Ta-

gebuch eine Ablehnung der Ehe für die eigene Person thematisieren. Claire Pic jedoch verlobt sich mit 18 Jahren, ihr Diarium erfährt danach einen thematischen Bruch. Die spätere Schriftstellerin Catherine Pozzi dagegen schließt erst 27jährig eine Ehe, also nach dem genannten Schreibzeitraum (von 1913–1934 verfaßt sie weitere Tagebücher). Ihr inhaltlicher Wendepunkt im Tagebuch ist 1896 eine religiöse Krise. Beide bürgerliche Mädchen erleben in ihrer Adoleszenz den speziellen »Wartestand«, der ihnen wenig Raum für freie Entfaltung gewährt. Dieser kann aber im Tagebuch erschaffen werden. In seiner Interpretation geht Philippe Lejeune auf das »Selbst« seiner Protagonistinnen ein. Hier liegt für ihn die Stärke der Quellengattung. Das selbstreflexive Diarium fungiert gleichsam als »Spiegel«, der einen Dialog zwischen dem schreibenden »Ich« und dem zu entwerfenden »Selbst« ermöglicht, um so die persönliche Identität zu kreieren. Damit werden Tagebücher nicht nur zu (wenig genutzten) Quellen der Biographieforschung sondern weiterer Forschungsrichtungen. Lejeune ordnet seine Studie keiner Disziplin zu. Sie seien in verschiedenen Kontexten zu interpretieren. Er nennt vor allem die Sozialpsychologie. Die Geschichtswissenschaft (Frauen- und Mentalitätsgeschichte) sollte der Frage nachgehen, warum sich besonders (bürgerliche) Mädchen und Frauen seit dem 19. Jahrhundert dieser Form der Selbstvergewisserung bedient haben. Schließlich entspricht diese Vorliebe keineswegs einer Prioritätensetzung qua Geschlecht, sondern begründet sich aus historischen Zusammenhängen. So verwies das sich im ausgehenden 18. Jahrhundert etablierende bürgerliche Weiblichkeitsideal die Frauen auf das Private und gestand demgegenüber den Männern den öffentlichen Machtbereich zu. Hinsichtlich der weiblichen Schreibpraxis ging damit eine Konzentration auf private und subjektive Äußerungsformen wie

Tagebücher und Briefe einher. Die Literaturgeschichte beschäftigt sich mit dem Tagebuchschreiben als tradiertem literarischem Brauch, der erzieherisch als (selbst)disziplinierendes Instrument eingesetzt wurde.

Der Autor, selbst Literaturwissenschaftler, fragt nach kulturellen Schreibbedingungen bzw. Schreibmotivation und -funktion. Diese ermittelt er nicht nur aus den Tagebüchern, sondern zieht weitere (unveröffentlichte) Texte der Diaristinnen sowie Interviews mit Schreiberinnen hinzu. Das Tagebuch wird immer wieder als Gesprächspartner genannt. Das Schreiben erscheint als eine Möglichkeit, Gedanken zu formulieren bzw. zu präzisieren und zwar gerade auch als Gegenentwurf zu bestehenden Lebensmustern. Claire Pic und Catherine Pozzi sind dafür lediglich zwei Beispiele. Philippe Lejeune interessiert sich aber nicht nur für die Motivation der Diaristinnen, er hinterfragt gleichfalls seine persönlichen Motive für die Arbeit mit Tagebüchern. Damit macht er den Forschungsprozeß nachvollziehbar und widerspricht auf eindrucksvolle Weise der Forderung nach Objektivität – die es sowieso nicht gibt. Seine Faszination wird genauso deutlich wie auch seine Sympathie und sein Respekt für die Schreiberinnen. Als (Erst-)Leser assoziiert er sich selbst als »Prince Charmant«, der die schlafende Schönheit erneut zum Leben erweckt. Dies ließ mich ob der bildhaften (männlichen) Romantisierung dann aber doch schmunzeln. Ich selbst kenne beim Lesen von Frauentagebüchern die Gefahr der Identifikation, die Diaristin wird eine »Freundin« ... Wenn in der Wissenschaft mehr subjektive Empfindungen zugelassen würden, entstünden vielleicht auch mehr lesenswerte und spannende Bücher wie das von Philippe Lejeune über junge Französinen und ihre Tagebücher.

Beatrix Piezonka

Anmerkung

- 1 Sein wohl bekanntestes (und wichtigstes) Werk ist als einziges auch in deutscher Übersetzung erschienen. Der Hinweis auf den Titel muß an dieser Stelle genügen: Philippe Lejeune (1994): *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt/M.

Margrit Brückner: **Frauen- und Mädchenprojekte. Von feministischen Gewißheiten zu neuen Suchbewegungen.** Opladen: Leske + Budrich 1996, 306 S., DM 39,-.

Frauenprojekte, autonome Einrichtungen von Frauen für Frauen und Mädchen, sind ein wesentlicher Bestandteil der Neuen Frauenbewegung: Sie haben entscheidend dazu beigetragen, bisher tabuisierte oder ignorierte Problembereiche öffentlich zu machen und zugleich Räume für Frauen und Mädchen geschaffen, in denen – anders als in den meisten gesellschaftlichen Institutionen – ihre Lebensbedingungen, Sichtweisen und Interessen im Vordergrund stehen. Viele Frauenprojekte blicken mittlerweile auf eine lange Geschichte zurück. In der letzten Zeit mehren sich die Feste zum 10-, 15- oder 20jährigen Bestehen von Frauenhäusern, Frauenbildungsprojekten, Mädchentreffs und feministischen Beratungs- und Therapieeinrichtungen. Im Laufe dieser Geschichte haben sich sowohl die die Arbeit leitenden Vorstellungen, Wünsche und Hoffnungen als auch die zu ihrer Umsetzung als notwendig erachteten Organisationsformen verändert. Die Gründung vieler Projekte war getragen von dem Bewußtsein einer Gemeinsamkeit unter Frauen: einer Gemeinsamkeit in vorenthaltenen Lebensmöglichkeiten und der Betroffenheit von männlicher Gewalt und Diskriminierung, einer Gemeinsamkeit, die zugleich die Basis war für das Gefühl von Stärke im Kampf gegen unterdrückende und einschränkende Verhältnisse. Die

Einbindung in solche frauenpolitischen, an gemeinsamem Aufbruch und gesellschaftsverändernder Praxis orientierten Vorstellungen macht die spezifischen Ansprüche, Inhalte und Strukturen – das »Andere« – der Frauenprojekte aus. Diesem »Anderen« geht Margrit Brückner in ihrer Untersuchung auf verschiedenen Ebenen und aus unterschiedlichen Perspektiven nach: Was ist aus dem »Anderen« der Frauenprojekte im Laufe ihrer Entwicklung geworden, einer Entwicklung, die stärker geprägt ist von der Einsicht in Differenzen unter Frauen als dem Bewußtsein einer Gemeinsamkeit und Gleichheit und die ein primär an positiven Qualitäten orientiertes Frauenbild hat brüchig werden lassen, einer Entwicklung, die ebenso die Grenzen der Wirksamkeit eines frauenpolitischen Engagements deutlich machte und Frauenprojekte wesentlich auch zu Orten beruflicher Arbeit und sozialpädagogischer Bemühungen werden ließ? Margrit Brückner hat in ihrer Studie zehn Frauenhäuser, elf Projekte aus dem Beratungs- und sieben aus dem Bildungsbe- reich sehr differenziert untersucht, um diesen Fragen nachzugehen und zu einer Einschätzung der gegenwärtigen Situation, der produktiven und problematischen Seiten der Projektarbeit, ihrer frauenpolitischen und sozialpsychologischen Dimensionen zu gelangen.

In einem ersten Schwerpunkt der Untersuchung werden Prinzipien, Ansprüche und Strukturen der Projekte aus der Sicht der Mitarbeiterinnen dargestellt. Dabei werden drei Positionen, drei unterschiedliche Einschätzungen des »Anderen« und seiner Bedeutung für das eigene berufliche Selbstverständnis deutlich: Eine Gruppe von Mitarbeiterinnen sieht wesentliche Unterschiede zwischen der Arbeit in einem autonomen Projekt und einem »normalen« Arbeitsplatz, sie »fühlen sich weiterhin produktiv und innovativ und sind stolz auf ihre Leistungen« (17). Eine zweite Gruppe von Mitarbeiterinnen schätzt das Innovative und

die großen Freiräume der Arbeit ebenfalls, fühlt sich zugleich aber gerade durch diese Elemente der Tätigkeit belastet und überfordert. Eine dritte Position läßt sich kennzeichnen über »das Ende des großen Engagements« (16), diese Frauen stehen »am Ende der Pionierphase und sehen in ihrem Projekt wenig anderes mehr als einen Arbeitsplatz für und mit Frauen und sind nur noch zu einem »normalen« Engagement bereit« (17). Diese Position – so die Einschätzung von Margrit Brückner – teilen inzwischen nicht wenige Mitarbeiterinnen der zweiten und dritten Generation, die schon institutionalisierte Projekte vorgefunden haben. »Nicht mehr gemeinsame Aktion und Politik stehen im Vordergrund, sondern das Interesse an einem sinnvollen, angenehmen Arbeitsplatz im Frauenbereich« (16).

Gefragt nach der gegenwärtigen Bedeutung der in der Gründungsphase für die Mehrzahl der Projekte leitenden Handlungsmaximen – die Definition der Arbeit primär als frauenpolitische Praxis verbunden mit Prinzipien wie Ganzheitlichkeit, Parteilichkeit und Betroffenheit – sowie der dementsprechenden Organisationsformen der Projekte – insbesondere Hierarchiefreiheit, basisdemokratische Entscheidungsformen, Selbstorganisation und Abschaffung dominierenden Expertentums – zeigen sich vielfältige Brüche und Ambivalenzen in den Orientierungsmustern der Projektmitarbeiterinnen, die Ausdruck einer für die meisten Projekte typischen Problematik sind: Die alten Ideale haben an Glanz und Überzeugungskraft verloren, derzeit gibt es aber keine neuen mit ähnlich bindender Kraft. »Nach wie vor orientieren sich die Projekte im Frauen- und Mädchenbereich an diesen alten Idealen und sei es unter negativen Vorzeichen. Konzepte aus der Gründerinnenzeit haben sich in der Praxis überlebt oder gar als untauglich erwiesen ... Dennoch bilden sie die Richtschnur, an der Abweichungen gemessen und nicht selten bedauert werden ... Es

fehlen ethische Prinzipien und politische Zielsetzungen, die angesichts der Erfahrungen in den Projekten als hinlänglich motivierend und ausreichend umsetzbar angesehen werden.« (271)

Anknüpfend an diesen wichtigen Befund zur Situation vieler Frauenprojekte werden zentrale Problem- und Konfliktbereiche benannt, deren Diskussion und Bearbeitung neue Perspektiven für die Projektarbeit eröffnen können: Welche Bedeutung hat es für eine auch frauenpolitisch motivierte Arbeit, wenn Frauen nicht mehr als das »bessere« Geschlecht gesehen werden können? Wie ist es möglich, die eigene Arbeit als parteilich im Sinne der Frauen zu definieren und zugleich eine offene Haltung gegenüber den jeweiligen Lebensentscheidungen und Verhaltensweisen von Frauen einzunehmen? Wie kann der Anspruch auf Gleichheit untereinander unter Berücksichtigung von Differenzen umgesetzt werden, welche Verknüpfungen von Vertrauen und Kontrolle, welche von allen akzeptierten Konfliktregulierungsmodelle sind denkbar? Wie können frauenpolitische Utopien aussehen, in denen die Erfahrungen der letzten Jahre mit und unter Frauen Raum haben? Margrit Brückner zeigt die Möglichkeiten einer differenzierten Sichtweise und Haltung auf: Die die Gründung der Projekte leitenden Vorstellungen, Wünsche und Hoffnungen werden nicht – enttäuscht und ernüchtert – als »falsch« oder »illusionär« abgetan, sondern in ihrer Bedeutung als eine der Bedingungen des gemeinsamen Aufbruchs und als Potential kreativer Kraft durchaus wertgeschätzt. Zugleich steht jedoch die »neuerliche Reflexion der eigenen Annahmen und das Wagnis neuer Wege« (281) an, die voraussetzen, daß »in den äußeren Entwicklungen und inneren Dynamiken« der letzten Jahre »neue Möglichkeiten und nicht nur Gefahren« (287) gesehen werden können. Margrit Brückner weist hin auf die eigenständige Bedeutung der Zielsetzungen und Inhalte der Projekte,

die Ansatzpunkte für produktive Neuorientierungen und einen positiven Bezug zu eigenen fachlichen Kompetenzen und Stärken ermöglichen können.

In diesem Rahmen ist auch die Analyse der psychodynamischen Prozesse in den Projekten von Bedeutung, die einen zweiten wichtigen Schwerpunkt des Buches ausmacht. Auf der Basis einer psychoanalytisch-hermeneutischen Auswertung von Beobachtungsprotokollen werden Prozesse und Problemkonstellationen in den Projekten herausgearbeitet, die den Beteiligten oft nicht bewußt, die aber dennoch handlungsleitend sind. Diese unbewußten Dynamiken können sich in typischen »Dilemmata« der Projektarbeit äußern, sie prägen aber auch psychodynamische Grundstrukturen der Projekte und ergeben sich aus einer Verknüpfung von Inhalten der Projektarbeit, institutionellen Gegebenheiten, arbeitsorganisatorischen Strukturen, dem Selbstverständnis der Mitarbeiterinnen und dem Verhältnis zu den Adressatinnen. Auf beeindruckende Weise gelingt es in diesen Analysen, die »Wiederkehr des Verdrängten« in der konkreten Projektarbeit aufzuzeigen. So sind die Strukturen in Projekten, die im Bereich Gewalt gegen Frauen tätig sind, häufig durch das unbewußte Thema »Sexualität« geprägt. Grenzverletzungen, Übergriffe, Ohnmacht als Elemente der Projektdynamik spiegeln Facetten des Projektthemas »Sexueller Mißbrauch« wider. »Sexualität und Männer« sind in der Dynamik von Frauenhäusern häufig präsent, obwohl sie auf der manifesten Ebene »draußen« gehalten werden. In Mädchenprojekten spielen unbewußt häufig Mutter-Tochter-Strukturen eine Rolle: »Sei es, indem sich das Team an einer ›Projektmutter‹ abarbeitet, das Verhältnis Mitarbeiterinnen – Mädchen Mutter-Tochter-Konstellationen wachruft oder ein Spannungsverhältnis zwischen Mitarbeiterinnen und den realen Müttern der Mädchen entsteht ... Bei den Mitarbeiterinnen wird sowohl die

Rolle der Mutter als auch die Rolle der einerseits abhängigen, andererseits aufwässigen Tochter wiederbelebt und bei den Mädchen eine Neuinszenierung adoleszenter Identifikationen und Abgrenzungen in einem nichtfamiliären Kontext ausgelöst« (217). Es werden eine Vielzahl von Facetten der unbewußten Dynamik in Projekten deutlich, z.B. das Schicksal »negativer Gefühle« und die »symbolische Kraft des Räumlichen«, die sowohl Ausdruck ist als auch Signale setzt für das Verhältnis Mitarbeiterinnen – Adressatinnen. Dabei geht es in diesen Analysen nicht um Bewertungen, sondern um ein Verstehen unbewußter Zusammenhänge in Frauenprojekten. Erst über ein solches Verstehen – so ein wichtiges Resümee der Studie – können Problem- und Konfliktkonstellationen zugrundeliegende Dynamiken bewußt und damit bearbeitbar werden: Handlungsspielräume in Frauenprojekten können auf diese Weise erweitert und Projektzusammenhänge für alle Beteiligten befriedigender gestaltet werden.

Margrit Brückners Analysen geben wichtige Aufschlüsse über zentrale Problembereiche in Frauen- und Mädchenprojekten sowie über die produktiven, innovativen Qualitäten. Alle in solchen Projekten Tätige, aber auch Frauen, die in »traditionellen« Einrichtungen mit Frauen oder Mädchen arbeiten, werden eine Vielzahl von Anstößen zur Reflexion und Weiterentwicklung der eigenen Arbeit finden. Zugleich gibt die Untersuchung wichtige Anregungen für eine Diskussion frauenpolitischer Perspektiven. Hier hätte ich mir an einigen Punkten eine entschiedenere Position und stärkere Problematisierungen gewünscht, so wenn es um die Notwendigkeit »neuer Utopien« (281) geht. Margrit Brückner legt den Schwerpunkt ihrer Argumentation stark auf ein »sowohl als auch«: Sowohl »die positive Besetzung einst gesteckter Ziele« als auch die der als »unumgänglich erkannten organisatorischen und inhaltlichen Entwicklungs-

prozesse« (286/287) wird als notwendig erachtet, »Leidenschaft« ebenso wie »Illusionslosigkeit« (282) gefordert – aber: Geht beides wirklich zusammen? Und können so neue Utopien entstehen? Sind sie für die Projektarbeit notwendig, und von wem sollen sie entwickelt werden? Welche Bedeutung haben in diesem Zusammenhang Generationsunterschiede zwischen den Mitarbeiterinnen? Entspricht der Wunsch nach »neuen Utopien« vielleicht eher den »Pionierinnen«, weniger aber den jüngeren Projektmitarbeiterinnen, denen der »zweiten oder dritten Generation«, deren Haltung ja eher als pragmatisch und arbeitnehmerinnennah gekennzeichnet wurde? Hier ergeben sich Anknüpfungspunkte für wichtige frauenpolitische Diskussionen, für die die Studie von Margrit Brückner eine Vielzahl von Anregungen und produktiven Denkanstößen gibt.

Karin Flaake

Monika Schmittner: Aschaffenburg – ein Schauplatz der Bayerischen Frauenbewegung. Frauenemanzipation in der »Provinz« vor dem Ersten Weltkrieg. Materialien zur Aschaffener Frauengeschichte. Bd. 2, hrsg. von der Stadt Aschaffenburg, Gleichstellungsstelle für Frauen. 1995, DM 24,50.

Die historische Frauenforschung hat ihr Interesse in den letzten Jahren verstärkt regionalen, überschaubaren Räumen zugewandt, sich dabei aber meist auf die großstädtischen Zentren der Frauenbewegung konzentriert. Die Arbeit von Monika Schmittner rückt erstmals ganz bewußt die »Besonderheiten der Organisation von Fraueninteressen in der »Provinz« vor dem Ersten Weltkrieg in den Mittelpunkt. Denn ohne die Verankerung im jeweiligen Hinterland, so begründet die Autorin die Wahl ihres Themas, wäre auch auf nationaler Ebene keine Frauenbewegung möglich gewe-

sen. Eine Einsicht, die auch den zeitgenössischen Akteurinnen durchaus bewußt war. »Durch die kleinen Vereine«, hob z. B. Agnes von Zahn-Harnack hervor, »hat der Spitzenverein oder die Gesamtorganisation immer einen Fußpunkt und immer die Möglichkeit, einen Gedanken oder eine Forderung sehr schnell durch das ganze Reich zu verbreiten. Ohne den Resonanzboden der Vereine würden die Stimmen der Führerinnen verhallen«¹.

Da aber jede Lokalstudie in Beziehung zum größeren Ganzen, in diesem Fall zu den strukturellen Rahmenbedingungen Bayerns bzw. des gesamten Kaiserreiches, gesetzt werden muß, war Monika Schmittner genötigt, auch die Rollen zu analysieren, die der von Anita Augspurg 1894 gegründete Münchner »Verein für Fraueninteressen« sowie der Dachverband bayerischer Frauenvereine für die Frauenbewegung in der nördlichsten bayerischen Stadt gespielt haben. Mit diesem Exkurs über *den* »Kristallisationspunkt« der bayerischen Frauenbewegung (137ff.) und die sie prägende zentrale Gestalt Ika Freudenberg (1858–1912) lieferte die Autorin gleichzeitig die erste zusammenfassende Darstellung und Analyse der von München ausgehenden vielfältigen frauenpolitischen Initiativen. Sie bezeugen die erstaunliche Eigenständigkeit der bayerischen Frauenbewegung, die nicht umsonst von selten des BDF-Vorstands der »partikularistischen Sonderbündelei« bezichtigt wurde. Die vielen von Monika Schmittner aus zum Teil neu erschlossenen Quellen (u. a. den bisher kaum beachteten Zeitschriften »Pfälzer Frauenstreben« und »Mitteilungen aus der bayerischen Frauenbewegung«) zusammengetragenen Details vermitteln einen anschaulichen Eindruck davon, auf welche Weise die bayerische Frauenbewegung ein »organisch aufgebautes imponierendes Ganzes« wurde. Monika Schmittners Forschungsinteresse entsprechend lag der Schwerpunkt ihrer Recherche auf

den Strategien des Münchner Hauptvereins, die jeweils aktuellen Themen und generellen Ziele der Frauenbewegung möglichst landesweit zu verbreiten und bis in jene Stadt am Untermain zu transportieren, die der hessischen Metropole wesentlich näher liegt und innerhalb des Freistaats traditionell als »letztes Haar am Schwanz des bayerischen Löwen« gilt.

Zunächst aber werden in der klar gegliederten Arbeit die lokalen soziokulturellen, rechtlichen und politischen Rahmenbedingungen weiblicher Lebensrealität im frühen 20. Jahrhundert beschrieben und damit gleichzeitig die Handlungsspielräume bzw. Grenzen feministischer Politik abgesteckt. Mit der Beschreibung der konkreten Auswirkungen des in vielerlei Hinsicht hemmenden bayerischen Vereinsrechtes trägt die Autorin Wesentliches zum Verständnis der beschränkten politischen Aktionsmöglichkeiten der Frauenbewegung in Süddeutschland bei. Ihre Analyse der Kräfte, die die lokale Politik Aschaffenburgs bestimmten, erklärt, weshalb die häufig verzögerten und oft viel gemäßigter erscheinenden Aktivitäten der Frauenbewegung in der »Provinz« mit anderen Maßstäben zu messen sind als diejenigen in den Zentren. Dabei, so zeigt Monika Schmittner, ist auch die Rolle der traditionellen karitativen, konfessionellen und vaterländischen Frauenvereine zu berücksichtigen. Zwar standen sie feministischen Zielen abwehrend gegenüber, waren aber dennoch keineswegs als Rekrutierungspotential zu verachten, zumal die katholischen Frauen unter der Führung Ellen Ammans, die selbst mit »radikalen« Zielsetzungen sympathisierte, in Bayern einen erstaunlichen Sonderweg einschlugen. Unabhängig davon benötigte »die junge und jeden Tag neu zu sichernde Frauenemanzipation in der Provinz (...) unterschiedslos alle aktiven Frauen und konnte sich kräftemäßig keine Aufspaltung leisten« (121). Die dortigen Feministinnen muß-

ten auf Kooperation setzen und in längeren Zeiträumen denken. Polarisierungen standen schon die »wirtschaftlich-gesellschaftlichen Verflechtungen im Kleinstadtmilieu« und die »verschachtelten familiären Beziehungen und Freundschaften« entgegen, die einen »Ausgleich der Interessen erforderlich« machten (132).

Dementsprechend ist die Frauenbewegung Aschaffenburgs durch eine große soziale Homogenität und einen zielorientierten Pragmatismus gekennzeichnet. Anders als in Großstädten, wo die Frauenbewegung häufig von unverheirateten, dem Zwangszölibat unterliegenden Lehrerinnen getragen wurde – »weshalb sie oft auch spöttisch als ›Fräuleinbewegung‹ bezeichnet wurde« (207) –, waren die Aschaffener Aktivistinnen fast ausnahmslos verheiratete oder verwitwete Geschäfts- oder Beamtenfrauen. Feministische Theorie spielte in der weit von München entfernten Ortsgruppe nur eine periphere Rolle. »In den mittleren und kleinen Städten«, zitiert die Autorin die »Mitteilungen aus der bayerischen Frauenbewegung«, »muß vor allen Dingen praktisch gearbeitet, die Propaganda der Tat entfaltet werden, sonst würde die öffentliche Meinung (...) unter Hinweis auf die ›nützlichen‹ Leistungen der Wohltätigkeitsvereine die neuen Bestrebungen gering achten« (210). So kann es auch nicht verwundern, daß die zur Erweiterung der weiblichen Berufsmöglichkeiten angebotenen Haushaltungskurse, denen »keinerlei staatsumwälzende Absichten« zugrunde lagen und die keine Tendenzen verfolgten, die über »echte Weiblichkeit« hinausgingen, hoch im Kurs standen, während die kleine Ortsgruppe, die sich für das Frauenstimmrecht einsetzte, nur wenig Zulauf hatte und nach dem Wegzug ihrer aktiven Vorsitzenden nur noch dahinkümmerte. Andererseits initiierte die Frauenbewegung in der überwiegend katholischen Kleinstadt »selbstbewußt und mutig« 1908 eine überkonfessionelle zehnklassige höhere Mädchenschule, die

allerdings 1921 der Inflation zum Opfer fallen sollte. Insgesamt betrachtet, so zeigt gerade dieser Gegensatz, ist die lokale Frauenbewegung von Ambivalenzen und Widersprüchen gekennzeichnet, die in der materialreichen, gründlich recherchierten Untersuchung sorgfältig herausgearbeitet werden.

Beatrix Geisel

Anmerkung

- 1 v. Zahn-Harnack, Agnes: Die Frauenbewegung. Geschichte, Probleme, Ziele. Berlin 1928, S. 16f.

Uta Barbara Nachbaur: **Mythos als Maskenspiel. Studien zum Frauenbild in der englischen Literatur der ‚Nineties‘**. Studien zur englischen Literatur Band 6. Münster, Hamburg: Lit 1994, 508 S., DM 108,-.

Im *fin-de-siècle* brachen im scheinbar so festgefügtten Gebälk der englischen viktorianischen Gesellschaft unübersehbare Risse auf. Im gesellschaftlichen Konsens über moralische Wertvorstellungen, der dem 19. Jahrhundert den Anschein bürgerlicher Stärke und Solidität verliehen hatte, offenbarte sich eine krisenhafte Verunsicherung – Grund genug für Untergangsstimmungen, aber auch Zeichen für neuen Aufbruch. Nach Gail Cunningham (1978) wurde die »Neue Frau« »Brennpunkt für eine Vielzahl von Kontroversen, die die 90er Jahre erschütterten. Die verhältnismäßig freiere Atmosphäre der Zeit lieferte feministischen Denkerinnen die einzigartige Gelegenheit, das weibliche Rollenbild einer radikalen Befragung zu unterziehen. Neue Vorstellungen befaßten sich kühn mit allen Aspekten des weiblichen Lebenszusammenhangs.« (*The New Woman and the Victorian Novel*, 1–2).

Uta Barbara Nachbaur stellt sich in

ihrer Arbeit die Aufgabe, anhand fiktionaler und publizistischer Texte der ›Nineties‹ zu untersuchen, »inwieweit den Frauen am Ende des 19. Jahrhunderts Bewußtsein bezüglich des Spielcharakters des kulturellen Frauenmythos und der von ihm abgeleiteten Rollenbilder zugesprochen wird, inwieweit ihre fiktionalen Statthalter [d. h. den weiblichen Figuren in der Literatur, I. K.] den kulturellen Mythos ›Frau‹ dementsprechend als Maskenbild wahrnehmen, werten und entsprechend leben« (49). Das ›Maskenspiel‹ des Titels interpretiert die Verfasserin nicht als Unterordnung unter die Anforderungen des kulturellen Weiblichkeitsmythos, sondern als Ausdruck des Gewinns von Souveränität. Denn »wird das Rollenspiel von den Frauenfiguren als Maskenspiel verstanden, so reagieren sie auf die Macht gesellschaftlicher Rollennormen, die das Einhalten bestimmter Spielregeln fordern, mit intellektueller Distanz oder auch Devianz, benützen die Rollenangebote als Masken und überspielen Unfreiheiten mit sprachlichen oder handlungsmäßigen Strategien« (49–50).

Ein so verstandenes Maskenspiel klingt eher nach lang erprobten »Listen der Ohnmacht« bzw. der Subversion, die die feministische Forschung weiblichen literarischen Figuren lange vor den ›Nineties‹ zugeschrieben hat, denn nach »Entwicklung oder Existenz eines eigenständigen weiblichen Selbstbewußtseins« (50). Vielleicht liegt es, neben der beabsichtigten Beschränkung auf einen »Beitrag zur geisteswissenschaftlichen Frauenbilddiskussion« (ebd.), an dieser Bescheidenheit der Fragestellung, daß der emanzipatorische Aufbruch in der Literatur und Publizistik der 90er Jahre, trotz oder auch wegen der Fülle des herangezogenen Materials, merkwürdig gedämpft daherkommt. Doch die Verfasserin untersucht diese Periode nicht als die »Umbruchs- und Aufbruchphase in Frauenfragen« (51 ff.), sondern eher aus quantitativen Gründen. Denn die Masse der in den ›Nineties‹ hervorgebrachten und einschlägig

zu analysierenden Texte bietet sich als Fundgrube für Belege einer kritischen Auseinandersetzung mit dem tradierten Weiblichkeitsideal an und kommt der Absicht der Verfasserin, »paradigmatisch Aspekte der Auflösung und Veränderung des kulturellen Frauenmythos aufzuzeigen« (52) entgegen. Am Ende der umfangreichen Studie steht die nicht unerwartete Feststellung, daß die Frauenfiguren »in den ›Nineties‹ an Individualität [gewinnen], der zunehmend positive Wertigkeit zugeschrieben wird, und [...] tendentiell einen Subjektbegriff [spiegeln], der Komplexität und spielerisch intellektuelle Normendistanz und nicht Normentreue und modellhaftes Ausleben internalisierter kultureller Mythen als natürliche Grundbefindlichkeit annimmt« (392–393). Die Verfasserin findet ihre Hypothese bestätigt, daß die literarische Hinterfragung solch starrer überkommener Rollenklischees wie das des ›Hausengelchens‹ oder der ›Frau mit Vergangenheit‹ zu einer Relativierung, zu ausdifferenzierter Umbewertung oder gar zu deren Zerstörung führt. Die soziohistorischen und -kulturellen Gründe dieses Erfolges gerade in den 90er Jahren werden im Kapitel »Streitkultur und diskursives Bewußtsein« zumindest angedeutet.

Die Studie, die als Dissertation angefertigt wurde, besteht in ihrer ersten Hälfte aus einer sehr breiten Darlegung (155 S.) ihrer theoretischen und literarhistorischen Eckpunkte (Frauenbild, Diskurs, Realismusverständnis, weibliche Schriftstellerinnen) einschließlich der jeweiligen Übersicht über die entsprechende Forschungsliteratur. Zu vermuten ist, daß die ausführliche Rekapitulation feministischer Forschungsergebnisse für Leser gedacht ist, die mit ihnen wenig vertraut sind. Sonst wäre eine Straffung und gezieltere Ausrichtung auf die in der zweiten Hälfte behandelten Texte wünschenswert gewesen (etwa im Abschnitt zur »Konzeption ›Weiblichkeit‹«).

Die Studie hat den großen Vorzug, mit einem Korpus literarischer (und nichtli-

terarischer) Texte zu arbeiten, der heute – mit Ausnahme einschlägiger Werke kanonisierter Schriftsteller wie Thomas Hardy oder Shaw – kaum noch rezipiert wird und in dem »die Botschaft zählte, nicht das Medium« (Cunningham, 62). Die Einbindung dieser damals aufsehenerregenden, weil ikonoklastischen Romane und Erzählungen weiblicher und männlicher Autor(inn)en in den Diskurs um die ›Neue Frau‹ steht in der Studie außer Frage. Ob man sie tatsächlich auf rein geisteswissenschaftlicher Ebene oder »wertneutral« (386) analysieren kann, mag bezweifelt werden, weil man bei ihrer Lektüre nicht umhin kann, die Absicht der Intervention in soziokulturelle Praxis zwangsläufig mitzudenken. Daß dabei seitens der Autor(inn)en »diskursives Bewußtsein« (383) entwickelt werden mußte, liegt eigentlich nahe. Der Nachweis ist natürlich nützlich, doch findet man es nicht schon bei Charlotte Brontë und anderen Schriftstellerinnen, die in weniger günstigen Zeiten gegen die Einschränkungen des konventionellen Frauenbildes rebellierten?

Die realitätsbezogenen Kernpunkte des tradierten Weiblichkeitsmythos dominieren schließlich in der umsichtigen analytischen wie deskriptiven Darlegung (Kapitel 4 und 5) seiner literarischen Demontage (Sexualität, Partnerwahl, Ehe, Mutterschaft usw.). Die Summe der Einzelergebnisse führt zu oben genanntem Ergebnis. »Die Komposition eines neuen Frauenbildes« in Kapitel 6 bietet dagegen im wesentlichen nur eine ausführliche deskriptive Bestandsaufnahme von Eigenschaften und Lebensumständen der in den Texten imaginierten ›Neuen Frau‹, ohne daß dieses Konstrukt tatsächlich einer kritischen Befragung unterzogen wird.

Die im ersten Teil der Studie so wortreich begründete und nachdrücklich betonte Bedeutung von »Streitkultur und diskursivem Bewußtsein« hätte eine Berücksichtigung des konservativen Widerstandes gegen die Ikonoklasten ver-

muten lassen, der sich durchaus auch literarisch äußerte. Dieser Aspekt einer Rekonstruktion der anti-feministischen Seite der Debatte um die ›Neue Frau‹ fehlt. Die Verfasserin beschränkt sich auf Gegenrede im historischen innerliterarischen Diskurs, der hinsichtlich des Frauenbildes schließlich »prozessuale Veränderungen« (392) bei einem scheinbar aufnahmebereiten Publikum erfährt. In diesem Kontext regt die sehr begrüßenswerte Einbeziehung männlicher Autoren und ihrer imaginierten weiblichen Figuren vom Typ der ›Neuen Frau‹ an, noch einmal die Frage nach auktorialer Intention und Sympathie lenkung auf diese literarischen Konstrukte zu stellen. Eigentlich wurde eine solche Untersuchung versprochen (292), doch letztendlich taucht sie nur in einer Fußnote auf (358). Vielleicht bediente etwa die Imaginierung freier Liebe, diesem favorisierten Thema der Diskussion um die ›Neue Frau‹, auch spezifisch männliche Phantasien? Es ist ein Vorzug der Arbeit, daß sie durch ihre gründliche Präsentation der Texte (nicht zuletzt im angefügten kommentierten Autorenverzeichnis) Anstoß zu weiteren Fragen gibt.

Ingrid Kuczynski

Claudia Öhlschlager: **Unsägliche Lust des Schauens. Die Konstruktion der Geschlechter im voyeuristischen Text.** Freiburg im Breisgau. Rombach Verlag 1996. 316 S., DM 78,-.

»Wenn Blicke zeugen könnten ...«, mit diesen suggestiven Worten endet Claudia Öhlschlägers akribische »Spurensuche nach literarischen Voyeuren und ihren Erdichtern« (24) entlang einer beeindruckenden Reihe von insgesamt 19 vorwiegend literarischen Texten des 19. und 20. Jahrhunderts. Titel wie *Die Frage an das Schicksal* (1889) von Arthur Schnitzler, *Vox* (1992) von Nicholson Baker, *Platon im Striptease-Lokal* von Umberto

Eco (1960) oder *Die Klavierspielerin* von Elfriede Jelinek (1983) weisen die Heterogenität des Materials aus, nicht nur hinsichtlich der Daten und Orte ihres Entstehens, sondern auch der Gattungen, denn es handelt sich um Prosaliteratur, Briefwechsel, Theorietexte und Dramen. Eines jedoch haben alle ausgewählten Texte gemeinsam: Ihr Thema ist das voyeuristische Sehen. Öhlschlager untersucht jedoch nicht nur den Voyeurismus als Motiv. Vielmehr beschäftigt sie sich mit der Frage, inwieweit die literarische Er-Zeugung des voyeuristischen Blicks (auch beim Leser) eine Bedingung für Autorschaft selbst ist. Die Konstruktion männlicher Autorschaft im (heimlichen) Blick auf das literarische Bild der Frau steht somit in doppelter Weise zur Debatte, zum einen als poetologische Frage nach dem Zusammenhang zwischen Voyeurismus und Schreibverfahren, zum anderen als psychoanalytische Frage nach der Wechselbeziehung zwischen (männlicher) Subjektivität und (weiblicher) Objekthaftigkeit. In diesem Sinne definiert Öhlschlager den Voyeurismus als »ein diskursiv erzeugtes Theorem, an welchem verschiedene, sich wechselseitig durchdringende Konzeptionen von Geschlechtlichkeit in ihren Widersprüchen und argumentativen Verstrickungen sichtbar werden« (22).

Sichtbar werden sie zunächst im nahezu buchstäblichen Sinne durch die Anordnung des Textmaterials. Es ist chronologisch strukturiert, gleichzeitig jedoch thematisch nach Überschriften wie »Intimes Geschlechtersehen um 1800« oder »Poetologie des Auges« gegliedert, um eine synchrone wie auch diachrone Lesart zu ermöglichen. Der Aufbau des Buches folgt der blickstrukturierenden Funktion einer fixierten Kamera, die sich aus der Totalaufnahme von der Frau allmählich immer mehr auf das Eine richtet, das nicht eins ist. Thematisiert der erste Text (E.T.A. Hoffmanns *Des Veters Eckfenster*, 1822) noch den männlichen Blick aus dem Fenster auf die ferne Frau-

engestalt, endet diese »Kamerabewegung« mit Batailles *Geschichte des Auges* (1967) bei dem Bild von der Vagina, in der ein ausgerissenes Auge steckt. Hier werden Blick und weibliches Geschlecht »deckungsgleich« zusammengeführt. Einsicht und Blindheit scheinen einander im Lektürevorgang zu bedingen, sei er nun auf die Totale oder auf einen herausgeschnittenen Teil des Bildes von der Frau bezogen. Das weibliche Genitale wird immer näher an das Auge herangerückt, um immer eindringlicher den Mangel, die Leere herbeizuführen, die mit Bedeutung gefüllt werden muß.

Diese aus Freuds These der Kastrationsdrohung abgeleitete Prämisse stellt denn auch für Öhlschlager das grundlegende theoretische Instrumentarium bereit, um die einzelnen Texte zu entschlüsseln. In einer sehr informativen Einleitung, die in Anlehnung an Irigaray mit dem Titel »rien à voir« überschrieben ist, erläutert Öhlschlager, inwieweit sie sich des psychoanalytischen Modells von Freud bedient. Wesentlich ist für sie, daß Freud den Blick in einen direkten Zusammenhang mit der Entdeckung des Geschlechtsunterschieds bringt. ER, der Blick, wird bei Freud zum Protagonisten im »visuellen Drama vom Kastrationschreck« (19), denn er ist es, der den Verlust, die Abwesenheit des Penis beim Mädchen entdeckt. Die dadurch in Gang gesetzte Vorstellbarkeit des eigenen Penisverlustes beim Jungen äußert sich in der Angst vor der Kastration. Das Geschlechterverhältnis wird demnach dem Primat des Phallus unterworfen, der als Garant einer defizitären weiblichen Geschlechtsidentität funktioniert. Weiblichkeit bedeutet in diesem Kontext nichts weiter als die Verkörperung der Kastration, eine negative Potenz.

Öhlschlager bezieht sich auf die feministische Kritik Luce Irigarays und Barbara Vinkens, um darzulegen, inwieweit Freuds Thesen letztlich der Konsolidierung des Männlichen dienen. Damit führt sie gleichzeitig eine entscheidende

Wendung herbei, um die Verbindung zwischen Voyeurismus und poetologischen Verfahren zu rechtfertigen, die in der Konstitution von Bedeutung, von Identischem liegt. Der Blick wird nämlich laut Irigaray zum wahrheitsstiftenden Medium schlechthin; denn nur der Blick auf die Wunde des weiblichen Geschlechts birgt die Vergewisserung der körperlichen Unversehrtheit des Mannes. Nur die ständige Wiederholung des Schauens auf das Nichts kann die Kastrationsangst abwenden.

So findet die Autorin in Alberto Moravias *Der Zuschauer* (1985), der die traumatisch wirkende Beobachtung der Freudschen »Urszene«, den elterlichen Liebesakt, durch den kleinen Dodo thematisiert, »eine Definition voyeuristischen Schauens, die das Muster eines männlich codierten Blicks des Begehrens reproduziert. Im männlichen Blick erscheint der weibliche Körper als naturalisiertes Objekt, welches, indem es durch dessen symbolische Funktion zugleich eine »Entweihung«, eine Entzauberung erfährt, in Kultur (Literatur und Wissen) überführt wird« (183).

Den hierin sich äußernden Prozeß der Verkenntung von Differenz und seine Funktion zur Aufrechterhaltung der symbolischen (väterlichen) Ordnung belegt sie durch Hinzunahme der strukturalen psychoanalytischen Theorie Lacans. Aus dessen »Spiegeltheorie«, die von einer imaginären, trügerischen Konstitution von Identität ausgeht, die jedoch immer an die Instanz des Symbolischen, Sprachlichen gebunden ist, leitet Öhlschlager ein poetisches Verfahren ab, das darauf abzielt, Differenzen und Brüche im Text, die die Konstitution von Sinn torpedieren, zu verschleiern und durchscheinen zu lassen. Daß das Rätsel des Textes – der Mangel an Sinn – zuweilen mit der Verrätselung des Weiblichen – als geschlechtliches Mangelwesen – zusammengeführt wird, zeigt sie an Hebbels Verfahren der »Poetologie der Verhüllung« in *Gyges und sein Ring*.

Einen Höhepunkt dieses Verfahrens bildet der Striptease. Denn der Voyeur, so argumentiert Öhlschlager mit Lacan, begegne immer wieder nur dem blinden Fleck seiner Wahrnehmung (143). Er benötige die Verhüllung der enthüllten Leere, um seinen Mangel verleugnen zu können. Er finde daher nicht Absenz, sondern zuerst Vorhang, Schleier, der die Illusion von Verborgenen entstehen ließe. »Das Ende des Strip-tease« liegt laut Roland Barthes, wie er in *Strip-tease als Fiktion* ausführt, denn auch »nicht mehr darin, etwas Verborgenes ins Licht zu stoßen« (Barthes zit. in Öhlschlager 143). Vielmehr kulminiert »die Nacktheit, die sich am Ende offenbart (...) in der enthüllenden Verhüllung« (Barthes ebd.). In Rolf Dieter Brinkmanns Roman *Strip* (1967) erstarrt die Striptease-Tänzerin in dem Augenblick, in dem sie ihr Kleidungsstück ablegt, gewissermaßen zu einer Statue. Diese Wirkung werde durch die simulierte Blicklosigkeit der Tänzerin verstärkt und leiste dem Machtpotential voyeuristischen Sehens Vorschub: »Die Striptease-Tänzerin macht durch ihre simulierte Blicklosigkeit transparent, daß der weibliche Körper nur sein kann, insofern er vom männlichen Blick erzeugt oder getötet wird« (155).

Ansichts der Frage Öhlschlagers, inwieweit die untersuchten Texte herkömmliche Muster von Geschlechterdifferenz nicht nur festschreiben, sondern auch widerrufen, erscheint die Lage hoffnungslos: »La femme n'existe pas« (201), heißt es zum *Lob der Stiefmutter*, und das gilt für die meisten der Texte. Lediglich der Briefwechsel zwischen Rahel Levin Varnhagen und Pauline Wiesel (1808–1832) bildet hier eine Ausnahme. Öhlschlager bescheinigt ihnen eine »geglückte Kommunikation im Raum der Differenz« (55), wobei die literarische Form der Briefe, in denen die Frauen sich über ihre Weise des »Lebenssehens« verständigen, doch insofern auch aus dem Rahmen des Textcorpus

fällt, als sie ohnehin auf Kommunikation angelegt ist. Daß Öhlschläger den anderen in ihrer Studie aufgeführten weiblichen Autoren mit auffallend kritischer Schärfe begegnet, mag an einer gewissen Enttäuschung liegen, auch hier nur Modelle zu finden, welche die Komödie der Geschlechter fortschreiben. Während sie über Duras' *Mann im Flur* schlußfolgert, »Duras' Versuch, das Geschlechterverhältnis jenseits einer phallogozentrischen Verfaßtheit zu denken und zu schreiben, scheitert dort, wo sie ein Liebeszenario entwirft, in dem das Fort-da-Spiel von phallischer Ab- und Anwesenheit den Diskurs beherrscht« (250), hat sie für Siri Hustvedts *Die unsichtbare Frau* (1992) über den Weg der weiblichen Protagonistin Iris in die Identitätslosigkeit gar nur noch die abschließenden Worte »Arne S(iri)s« (221) übrig.

Dabei stellt sich die Frage, ob die diesen Bemerkungen implizite Kritik am Verharren in der (männlich dominierten) Geschlechterordnung nicht an die Autorin selbst zu richten ist. Möglicherweise kann sie gar nicht zu anderen Ergebnissen kommen, da sie von einem den Lektürevorgang steuernden Begriff des Voyeurismus ausgeht, der somit einen kategorialen Charakter erhält. Zwar wendet sich Öhlschläger an einer Stelle

gegen den Essentialismus, den die Psychoanalyse nach Freud mittransportiert. Aber indem sie ihren theoretischen Zugang zu den Texten in jener Struktur des voyeuristischen Sehens sucht, wie sie von der Psychoanalyse vorgegeben wird, bleibt sie letztlich in deren Logik gefangen. Was mir in diesem sehr aufschlußreichen und tiefe Einblicke in den Zusammenhang zwischen Literaturproduktion und psychoanalytischen Konzepten des Blicks liefernden Buch fehlt, ist die Kritik an eben diesen Konzepten. Luce Irigarays Schriften z. B. stellen ein kritisches Potential bereit, das meiner Meinung nach noch lange nicht ausgeschöpft ist. Leider werden auch die feministischen filmtheoretischen Auseinandersetzungen mit dem weiblichen Zuschauerblick nicht berücksichtigt. Immerhin hat eine Autorin wie Mary Ann Doane bereits 1982 versucht, die Fixierung des starren Kamera-Auges auf den Fetisch ›Frau‹ aufzubrechen. Vielleicht wären wir dann doch nicht so gänzlich »dazu verdammt, uns auf dem abendländischen Theater der Geschlechterrepräsentation von ›Männerphantasien‹ beriebseln zu lassen« (289).

Kati Röttger